Baumgarten

Herrn Director Jahn
mit freundlichstem Gruß vom Verf.
Baumgarten

Baumgarten
(Herder)

Herder und Georg Müller.

Hettner meint in seiner Geschichte der deutschen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert (3, 1, 95 ff.), der klaffende Widerspruch zwischen Herders innerster Ueberzeugung und seiner äußeren amtlichen Stellung sei die Tragik seines Lebens geworden. „Der ist beglückt, der sein darf, was er ist. Dieses Glück war Herder nicht zu Theil geworden. Er, der offen mit dem alten Kirchenglauben gebrochen hatte, war Geistlicher und Präsident der obersten Kirchenbehörde. Er, der strengsittliche und wahrheitliebende Mann mit dieser steten Lüge auf der Seele; entsetzlich!"

Ich glaube, man kann die innerste Natur Herders, den wahren Kern und Mittelpunkt seines Wesens und Lebens nicht stärker verkennen, als mit diesen Worten geschehen ist. Denn diese Natur war eine durch und durch religiöse; das Wesen dieser geistigen Persönlichkeit bestand darin, alle menschlichen Dinge, alle Erscheinungen der Geschichte und Natur stets auf ihren göttlichen Zusammenhang hin zu betrachten; dieses Leben hatte von seinen ersten selbständigen Regungen bis zu den letzten ermattenden Aeußerungen kein höheres, heißer verfolgtes Ziel, als die Religion zu säubern von abgestorbenen Formen der Tradition, sie im höchsten Sinne frei und menschlich zu machen, auf der anderen Seite aber der Menschen Gedanken und Empfindungen zu weihen durch die stille Wärme einer ganz anspruchslosen, ganz humanen, aber nur um so tieferen, im Innersten waltenden Religiosität. Die Annahme der Hettner'schen Hypothese bedeutet daher nichts geringeres als eine Verneinung des ganzen Herder. Sie bedeutet aber noch etwas mehr. Wenn ein Mann wie Herder, der in einem seiner ersten glühenden Jugendergüsse den „Redner Gottes" als sein höchstes Ideal menschlicher Wirksamkeit preist, der in den verschiedensten Stadien seines späteren Lebens immer wieder zu dieser Jugendvorstellung zurückkehrt, wenn ein solcher Mann nicht etwa unter dem Druck eines exclusiv orthodoxen Kirchenregiments, sondern in der nach dieser Richtung absoluten Freiheit Carl Augusts daran zu Grunde geht, daß er Geistlicher ist; wenn für einen solchen Mann „stete Lüge" ist, Geistlicher zu sein; wenn zwischen seiner Weltanschauung und der Kanzel eine durch nichts auszufüllende Kluft liegt, dann giebt es offenbar für alle freieren Köpfe, für Alle, die mit Herder das Christenthum in den großen Gang der Weltgeschichte einfügen, es nicht anders als aus und mit diesem Gang verstehen können, nur einen Weg wahrer, sittlicher Lebensordnung, den der absoluten Abwendung von aller Kirche. Wenn Herder in Weimar, am

Ende des achtzehnten Jahrhunderts an seinem geistlichen Beruf scheitern mußte, was soll denn wohl dessen harren, der es heute unternähme, dieselbe Bahn zu wandeln, wo die feindlichen Gegensätze so unendlich viel schroffer sich gegenüber gestellt haben als damals, wo nicht wie damals Einzelne in ruhiger Zurückhaltung, sondern Hunderttausende mit leidenschaftlichem Eifer jeden möglichen Sinn der Religion verneinen, wo auf der anderen Seite die dicht geschlossenen Massen einer gewaltigen und gewaltthätigen Orthodoxie Jedem ihr: Kreuzige! zuschreien, der die alleinseligmachende Kraft alter Glaubensformeln leugnet?

Aber so sehr nach dem Gesagten Herder gegen die Hettner'sche Auslegung der Katastrophe, der er offenbar in seinen letzten Lebensjahren erlag, protestiren müßte, so würde er doch in anderer Beziehung mit dem neuesten Darsteller unserer klassischen Litteraturepoche sich noch leichter befreunden können, als mit manchen Anderen, welche in jüngster Zeit über ihn gesprochen haben. Wenn er das kühle, fast mitleidige Wohlwollen sähe, mit dem ihm Dorner seinen Platz in der Geschichte der protestantischen Theologie angewiesen hat, ihm den „Mangel an Ethik" als den innersten Grund all seiner Schwächen vorhaltend, weshalb ihm auch das Buch der Menschengeschichte verschlossen geblieben und es kein Wunder sei, „daß er im spätern Alter sich verarmend und unselig fühlte"; wenn er dann wieder von Julian Schmidt hörte, sein Ideal der Humanität sei nur durch Verleugnung aller historischen Mächte zur Geltung gekommen, wo die Leidenschaft und mit ihr die Tragik des Geschicks beginne, habe er Barbarei zu erblicken geglaubt, vor der er so schnell als möglich in sein einsames Asyl geflohen; wenn er gar bei seinem letzten Auftreten das Wort Schillers citirt fände, er sei „zu einem vornehmen katholischen Prälaten geboren, genialisch flach und oratorisch geschmeidig, wo er gefallen will"; wenn er endlich die Düntzer'schen Einleitungen zu den Briefen Göthe's und Schiller's an ihn läse, so möchte er wohl von dem schmerzlichen Gefühl ergriffen werden, daß der Moment historischer Gerechtigkeit gegen ihn so manches Jahrzehnt nach seinem Tode noch nicht erschienen sei. In der That wird man behaupten dürfen, daß von allen Heroen unserer großen Litteraturperiode bisher keiner eine unbefangene und doch liebevolle Betrachtung seines Wesens und Wirkens weniger erfahren habe als Herder. Schon was die äußeren Bedingungen eines eindringenden Studiums des Herder'schen Lebensganges betrifft, fehlen dafür bis jetzt wesentliche Voraussetzungen. Das von seinem Sohne Emil unternommene Lebensbild erlag dem merkwürdigen Ungeschick der Ausführung eben an dem Punkte, wo es seine rechte Entfaltung hätte gewinnen sollen, und die unerträgliche Breite einer Darstellung, welche fünf Bände mit der Geschichte

der ersten sechs und zwanzig Lebensjahre füllt, scheint einer sorgfältigen Lectüre auch des Gegebenen vielfach sehr hinderlich geworden zu sein. Bis jetzt hat Niemand versucht, das reiche von dem Sohn aufgestapelte Material angemessen zu verarbeiten und den Mann Herder aus eigener Forschung zu schildern, wo es sich ja nicht nur um litterarische Leistungen, sondern um eine dreißigjährige bedeutende, der Kirche und Schule gewidmete Thätigkeit handeln würde, deren sorgfältige Darstellung ein werthvoller Beitrag zur vaterländischen Geschichte in einer Periode werden müßte, welche bisher von unseren Historikern kaum angesehen ist. Denn das versteht sich ja wohl von selbst, daß die in den nächsten Jahren nach Herders Tode von seiner Frau verfaßten und dann von Georg Müller mehr durch Auslassungen als Zusätze veränderten Erinnerungen einem Biographen gewiß viel wichtige Winke geben, aber niemals eine wirkliche Biographie ersetzen können.

Wie lohnend das Unternehmen sein würde, Herder zum Gegenstande ernster, umfassender Forschung zu machen, hat jüngst August Werner durch sein treffliches Buch: „Herder als Theologe" gezeigt. Daß Werner der gewählten Aufgabe durchaus gerecht geworden wäre, ließe sich zwar schwerlich vertreten. Er wußte z. B., daß in Weimar zahlreiche Predigten Herders handschriftlich existiren und hat doch zu diesen Schätzen keinen Zugang gesucht; er legt mit Recht nicht nur auf Herders Thätigkeit als Prediger, sondern auch als Mitglied des Consistoriums Gewicht: wie werthvoll, ja wie unerläßlich wäre es da gewesen, aus den Acten dieses Consistoriums mit möglichster Schärfe festzustellen, was Herder in den sieben und zwanzig Jahren seiner Weimar'schen Kirchenverwaltung erstrebt, erreicht habe! Durch eine solche actenmäßige Untersuchung würde nicht allein Herders Stellung in der Kirche präcisirt, sondern gleichzeitig wenigstens theilweise festgestellt sein, was es denn eigentlich mit den schweren Klagen auf sich habe, welche Herders und seiner Frau vertraute Briefe in den letzten zehn Jahren seines Lebens gegen seine Weimar'sche Existenz überhaupt und ganz besonders gegen seine Consistorialexistenz erheben. Auch über die Bückeburger Periode würde sich vermuthlich aus dortigen Archiven mancher werthvolle Beitrag haben gewinnen lassen. Aber wenn wir von diesen Lücken absehen — und welche erste Behandlung eines großen Thema hätte deren nicht! — verdient das von Werner Gegebene in hohem Grade unsern Dank. Eine Menge in unseren Litteraturgeschichten verbreiteter Irrthümer über Herders religiöse Entwickelung und kirchliche Thätigkeit werden beseitigt und uns dafür ein klares Bild gegeben, welches uns nicht nur den Theologen, sondern auch den Philosophen und vor Allem den Menschen Herder in seiner vollen Eigenthüm-

lichkeit zeigt. Man wird wohl sagen dürfen, daß durch dieses Buch in einem Hauptpunkt einer wesentlich neuen Beurtheilung Herders die Bahn gebrochen ist und ein Beispiel gegeben, welches sicher nicht unwirksam bleiben kann.

Welche große Bedeutung Herders Jugendarbeiten für unsere geistige Erhebung gehabt, wie tief er in Goethe's Entwicklung eingegriffen, daß er unserer Lyrik eine neue Bahn geöffnet, daß er zuerst unserem Blick die volle universale Weite und das Vermögen, jede nationale Eigenthümlichkeit und die besondere Art jeder Zeit zu würdigen, verliehen hat, darüber sind Alle einig. Aber fast ebenso volle Einmüthigkeit herrscht in der Verurtheilung der letzten Lebensperiode Herders. Von dem Augenblicke an, wo seine Wege von denen Goethe's sich scheiden, wo er der kritischen Philosophie den Fehdehandschuh zuschleudert, gilt er für einen Verlorenen, von dessen Arbeiten sich nicht mehr der Mühe lohnt, nähere Notiz zu nehmen. Seit der Mitte der neunziger Jahre steht er vereinsamt da, dem fortschreitenden Gange unserer Dichtung und Philosophie grollend, in sich verbittert, körperlich und geistig leidend. Niemand kann diesen Charakter verkennen. Niemand wird, denke ich, die Metakritik und einige andere Schriften dieser Jahre vertreten wollen. Aber daß der alte Herder noch nicht todt war, beweist seine letzte Schöpfung, der Cid. Ein Mann, der unter schweren Leiden ein solches Werk hervorzubringen vermochte, verdiente doch vielleicht auch in dieser Periode noch eine aufmerksame Betrachtung. Und selbst abgesehen davon: sind wir nicht verpflichtet, unseren großen Männern auch in denjenigen Momenten sorgsam zu folgen, wo ihr Weg scheinbar nicht mehr der Weg der Zeit ist, nach einem Verständniß ihrer gesammten Persönlichkeit und ihres inneren Lebens bis zu seinen letzten Aeußerungen zu trachten? Oder muß Herder schon deshalb verurtheilt sein, weil er sich gegen Goethe, Schiller und Kant auflehnt? Hat Herder nicht ein Recht Herder zu sein, gilt für ihn irgend ein anderer Maßstab, als der aus seiner Persönlichkeit, seinem historischen Beruf entnommene? Das, meine ich, ist nicht am wenigsten die erhebende Herrlichkeit jener wunderbaren Epoche deutschen Geisteslebens, daß eine Unendlichkeit der mannichfaltigsten und bedeutendsten Individualitäten den verschlungenen Räthseln des Lebens und der Kunst eine jede in ihrer Art, mit den ihr verliehenen Mitteln nachforscht, daß keine ausschließende Richtung dominirt, sondern die allerverschiedensten sich durchkreuzen, daß gewissermaßen drei Generationen, nachdem sie successive hervorgetreten, eine auf der anderen sich erhoben, mit ihren eigenthümlichen Kräften und

Tendenzen schließlich neben einander ringen, nicht um irgend einen Primat der einen Richtung, der einen Anschauung, der einen Kunstform über alle anderen zu erringen, sondern um aus der wunderbaren Fülle deutscher Natur und einer unvergleichlichen Epoche kund zu thun, was des Menschenlebens einfachste und tiefste Wahrheit ist, daß keine Persönlichkeit, und sei sie die mächtigste, etwas anderes darstellt, als ein endliches beschränktes Wesen, daß keine Richtung in irgend einer Kunst und Wissenschaft, und sei sie noch so überlegen, der Ergänzung, Berichtigung durch abweichende oder entgegengesetzte entbehren kann. Für die volle Würdigung einer solchen Zeit wird der weiteste und unbefangenste Blick erfordert. Daß der Historiker nicht Partei zu nehmen, sondern jede Erscheinung in ihrer Art und Bedeutung zu verstehen hat, daß er trachten muß, das neben und gegen einander strebende, ein jedes in seiner relativen Berechtigung und zugleich in seiner Schwäche hervorzuheben, wird besonders an einem so großen Object klar.

Eine solche streng historische Betrachtung wird, scheint mir, auch dem alten Herder gerecht werden, so gut wie dem alten Goethe und dem alten Stein. Sie wird bei ihm wie bei jeder in sich ruhenden Persönlichkeit eine Continuität der Entwicklung auch in den letzten Lebensjahren finden, die ja von Altersschwäche nichts wußten. Sie wird nicht über seine Irrthümer seufzen oder schelten, sondern sie erklären, und indem sie erklärt, nicht nur negative Resultate, sondern neben dem Irrigen auch das eine oder andere finden, das ihm ein Recht gegeben, sich so zu stellen, wie er gethan hat. Es sei mir gestattet, einen wenn auch noch so unerheblichen Beitrag zu einer solchen Würdigung zu liefern, indem ich mir die Theilnahme des Lesers für ein bisher kaum beachtetes oder gekanntes persönliches Verhältniß erbitte, welches für Herder in seinen letzten zwanzig Jahren von großer Bedeutung gewesen ist, ein Verhältniß, in dem nicht nur Herder sehr anders erscheint als wir ihn zu sehen gewohnt sind, sondern das uns zugleich in dem Freunde einen überaus liebenswürdigen, treuen, tüchtigen Mann kennen lehrt.

Die Jugendgeschichte Georg Müllers, wie er sie selber 1786 für seine Braut entworfen und dann 1799 überarbeitet und erweitert hat, versetzt uns in eine höchst eigenthümliche Atmosphäre. Am 3. September 1759 in Neunkirch bei Schaffhausen als jüngstes Kind des Helfer J. G. Müller geboren und im nächsten Jahre nach Schaffhausen verpflanzt, empfängt er die bestimmenden Jugendeindrücke aus einem ganz engen, an die alte Ueberlieferung fest gebundenen, von den neuen Mächten der Zeit kaum berührten Leben. Der keineswegs bedeutende Vater sieht in der französischen Aufklärung nichts als verderbliches Gift. Da ihm

der ältere Sohn Johannes von Göttingen schreibt: „Die Seele des Menschen ist eine leere Tafel von Wachs, sagt Vater Aristoteles. Auf diese Tafel haben Schlözer, die Theologen in Berlin, J. J. Rousseau, Montesquieu, Abbt, Mosheim, Voltaire erhabene Wahrheiten geschrieben, die keine Zeit, keine Gewalt der Menschen, kein Schicksal austilgen soll", antwortet der Vater in Bezug auf die Anderen zulassend, fährt dann aber heraus: „Weg doch mit dem Spötter Voltaire, mit dem Letzkopf Rousseau, dergleichen Leute sollte man nicht einmal in der Menschen Societät leiden. Verbrannt sollten alle ihre Schriften werden." Die tüchtige, charaktervolle Mutter steht ebenso fest auf dem alten Glaubensgrund. Da Georg sechs bis sieben Jahre zählt, ist seine größte Freude, wenn ihm und der einzigen Schwester Bruder Johannes des Abends auf der Ofenbank alttestamentliche Geschichten erzählt. Die armselige Schule kann dem früh regen Geist nichts bieten; er sucht sich selbst seine Nahrung in alten Historien, Seb. Münster's Kosmographie, dem Volksbuch von Kaiser Octavian, alten Kalendern, die in dem elterlichen Hause von 1666 her aufbewahrt werden oben auf der Obstkammer, die deshalb in doppelter Hinsicht alle höchsten Wünsche des Knaben einschließt. In dieser heimlichen Leserei erhält die reizbare Phantasie, das weiche Gemüth, der frühreife Verstand keineswegs überwiegend heilsame Eindrücke. Wie seltsam, daß der acht- oder zehnjährige Knabe auf den Einfall geräth, eine Encyklopädie aller Ideen und Kenntnisse zu schreiben, die in seinem Kopfe wären! Aber daneben erscheint wieder die echteste Jugendlichkeit. „Wenn ich, heißt es in der mir vorliegenden Handschrift der Selbstbiographie, so allein für mich in unserem großen Hofe war und mit mir selbst Dramata spielte, war ich abwechselnd bald dieses, bald jenes. Mein Ideal war der große Kurfürst. Lacht nur! Ich lache selbst mit, wenn ich mich noch sehe, im Hofe Städte und Festungen von zerbrochenen Ziegeln erbauen, sie vom Feinde einnehmen — dann mich als Kurfürst wie ein Donnerwetter aus dem Holzbehälter oder aus einem Gang, mit einem Stecken als Commandostab in der Hand, über meine Feinde hervorbrechen, Schwedisch Pommern und Preußen einnehmen, alle jene Festungen durch einen Hagel von kleinen Steinen zertrümmern, dann wieder triumphirend in den Holzschuppen zurückkehren, meine Feinde alle auf's großmüthigste begnadigen, endlich als geliebten Fürsten sterben, nachdem ich meinen Kindern und den Umstehenden die schönsten Lehren und allerhand Geschenke — von Steinchen — gegeben hatte. Ebenso liebte ich und äffte ich Heinrich den Großen und Gustav Adolphen nach. — Das waren glückliche Stunden! Vielleicht hat Friedrich Wilhelm selbst bei seinen Thaten nicht viel größere Freude als ich bei ihrer Nachahmung empfunden; nur war der

Unterschied, daß er nicht wie ich im Lauf seiner großen Thaten abgerufen wurde, um den Cellarius und Stekken Grammatik zu lernen."

Von dieser frühen Geistesthätigkeit, die in der erbärmlichen Lateinschule, wo man in der obersten Klasse nichts besseres zu thun wußte, als Abschnitte vom Nepos und Erasmus dreißig und vierzig mal hinter einander lesen zu lassen, natürlich ganz unerkannt blieb, scheinen auch die Eltern keine Ahnung gehabt zu haben; unmöglich hätten sie sonst, als in seinem sechszehnten Jahre die Wahl des Berufs in Frage kam, auf den Gedanken kommen können, ihn Zuckerbäcker werden zu lassen. Seine eigene Liebhaberei geht auf den Kriegsbaumeister, oder richtiger den General. Er hat sich in den Großen Kurfürsten und Gustav Adolf so hineingelebt, daß er im ernsten Leben die Träume der Knabenspiele verwirklichen möchte. Eines Tages faßt ihn das Verlangen nach kriegerischen Thaten so lebhaft, daß er den Plan macht, zu entfliehen. Er will nach England und von dort nach Amerika, um — „gegen die Rebellen" zu kämpfen!

Er kannte sich in solchen Phantasien sehr schlecht. Nicht die kühne That, sondern das stille Grübeln, nicht das gegenwärtige Leben, sondern die in den Büchern ruhende Vergangenheit war seine Welt. „Mir träumte vielmal, schreibt er, ich wäre auf unserer Stadtbibliothek und weidete mich da mit Herzenslust an der Menge von Büchern; groß war mein Verdruß, wenn ich mich beim Erwachen, anstatt dort, im Bette fand." Haben ihn aber früher die Thaten der Vorzeit beschäftigt, so stürzt sich der reifende Geist in die Gedankenkämpfe der Gegenwart. Mit siebenzehn Jahren kömmt, seiner Gemüthsanlage und dem Ton seiner Umgebung entsprechend, heiße Schwärmerei, unbarmherzige Selbstquälerei über ihn. Noch immer fast ganz einsam in und mit sich lebend, wühlt er in seinem Innern, verekelt sich am Leben, glaubt und hofft bald zu sterben. Von einem Einfluß der Werther'schen Litteraturepoche thut er keine Erwähnung, bemerkt vielmehr, daß die gleichgestimmten Romane der Zeit, wie Siegwart, ihn abstoßen: „sie widerstanden mir wie eine ekelhafte Speise." Sein volles Entzücken waren dagegen Young's Nachtgedanken. Aber seine große Bücherkenntniß läßt ihn nicht ruhig in einem Gedankenkreise. Neben Young liebt er Lucrez. Dann kommen ihm die Poésies diverses von Friedrich dem Großen in die Hände und die machen ihn aus dem schwärmenden Mystiker zum Skeptiker. Aber gegen den Philosophen auf dem Thron reicht ihm Lavater die gläubige Hand, und obwohl er daneben mit einer Liebe, die für seine starke Intelligenz spricht, in Baco sich vertieft, so wird er doch endlich ganz die Beute einer krankhaften religiösen Schwärmerei. „Ich machte mir einst einen Gürtel von Stricken um den bloßen Leib, mit alten Nägeln und Stückchen Eisen bewaffnet, die ich an

mich drückte, so oft ein böser Gedanke mich überfiel." Mit überspannter Grübelei will er durchaus das Unwißbare erzwingen. „Ich glaubte, es gehöre zur Weisheit des Christen, die Geheimnisse aller Dinge im Himmel, auf Erden und unter der Erde in einer Nuß zu haben und wie auf einer Landcharte vor sich zu sehen. Meine brennende Wißbegierde schweifte regellos umher; ich hielt es sogar für möglich zu erfahren, was die Erlösung Christi auf die Bewohner anderer Planeten für Folgen gehabt habe."

Da, es war in seinem neunzehnten Jahre, wurde er mit Herders Schriften bekannt. Auch in ihnen sucht er zunächst diese verborgene Weisheit zu finden, aber sie geben ihm etwas ganz anderes: „meine Religiosität erhob sich durch sie nach und nach aus den mystisch-pietistischen Sümpfen, worin sie moderte, zu freieren weiteren Ansichten, und sympathetisch zog mich der reine Hauch des Orients an, der diesem großen Schriftsteller mehr als irgend einem andern der neueren Zeit eigen ist." Eines Tages sieht er bei einem seiner Lehrer die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts" liegen und fragt schüchtern, ob er sie nur für wenige Tage haben könne; da er sie bekommt, versinkt er ganz in sie. „Mit welcher Begierde ich über das wunderbare Buch herfiel! Bis zur 70sten Seite wußte ich kaum, wovon die Rede wäre, aber der herrliche orientalische Geist zog mich, wie frische Morgenluft, unwiderstehlich an sich. Auf der 70sten Seite ging mir endlich ein Licht, sein Morgenlicht auf. Beide Bände las ich mit unersättlicher Lust in einem fort und schrieb mir viele Stellen daraus ab. Ueber Herder war mir nichts. Eines Nachts, im August 1778, hatte ich einen sehr klaren Traum, der mir jetzt noch lebhaft vorschwebt. Ein Unbekannter versprach mir Herdern zu zeigen. Ich folgte ihm willig an seiner Hand. Er führte mich in einen Tempel mit hohen Säulen und Gewölben, wo mir hauptsächlich das auffiel, daß keine Kanzel da war und kein Mensch. Auf einem Altar zeigte er mir ein überirdisch prächtiges Exemplar der ältesten Urkunde, in himmelblauen Sammet gebunden, voll räthselhafter Bilder von Vögeln und anderen Thieren. Ich sah mich nach Herder um: „er ist nicht hier," war die Antwort. Mein Führer öffnete eine Seitenthür und hieß mich in ein kleines Zimmer hineingehen, wo die größte Simplicität herrschte und nur an den Wänden einige kühn gezeichnete Gemälde von Seestürmen u. dgl. hingen. Als ich mich umwandte, erblickte ich den großen Mann an einem Fenster stehen. Vor sich hatte er eine weite prächtige Landschaft, über welcher die Sonne aufging. In ernstem Erstaunen verloren, blickte er sie an und sprach kein Wort — der Traum machte einen tiefen Eindruck auf mich."

Man sieht, in welcher Art Herder zuerst den jungen Schwärmer berührt: dieser findet in ihm ein verwandtes Element, das fesselt ihn, aber so gewonnen, wird er weiter, in ganz andere Gedankenkreise geführt. Auch in dem jungen Herder war dieses phantastische, in die tiefsten Tiefen bohrende, alle Weiten umspannende und darum nothwendig unklare, verschwimmende; aber zu dem ahnungsvollen Orient, der seine Kindheit beherrscht, tritt mit voller Energie das lichte Hellenenthum, der klassische Geist der Humanität vermählt sich mit der Wärme des Christenthums und so entsteht jene seltene Individualität, welche ihr mächtiges Licht nach zwei entgegengesetzten Seiten wirft, den Kindern des nüchternen Verstandes die dunkelen Gründe ursprünglicher Poesie und religiöser Verklärung aufschließt, den Kindern des schwärmenden Gemüths die klare Gesetzmäßigkeit und die historische Folgerichtigkeit des Weltgangs. Er lebt in beiden Sphären mit fast gleicher Kraft, aus beiden seine geistige Natur fast gleichmäßig mischend. Den Orthodoxen von der alten trocknen Schablone gilt er für ein Weltkind, den Aufklärern reinen Wassers für einen Strenggläubigen. Läßt ihn doch Düntzer heute noch „während der ersten Weimarer Jahre ganz auf der strengen Würde seines Amtes und dem ausschließenden Standpunkt des geoffenbarten, im eigentlichen Verstande göttlichen Christenthums" stehn!

Es würde zu weit führen, wenn ich Müller in seiner ferneren Entwickelung mit derselben Genauigkeit wie bisher folgen wollte. Das Jahr, welches er vom Frühling 1779 an in Zürich zubrachte, änderte an seiner Natur wenig. Dort lebte er ausschließlich in dem von Lavater beherrschten Kreise. Lavater selbst besucht er jede Woche einige Male. „Ich war auf's innigste an ihn attachirt, wie ein Kind an seinen Vater." Aber trotzdem hätte er gern Bodmer und Füßlin kennen gelernt, wäre gern aus jenem Kreise herausgetreten, dessen religiöse Unduldsamkeit sich schroff gegen die geringste Abweichung kehrte. Wenn er auch sagt, daß er in Zürich diese enge Ausschließlichkeit angenommen habe, so ist doch klar, daß er sich bei derselben nicht wohl fühlte. Das fortgehende Studium Herders hielt die entgegengesetzte Neigung wach. Dagegen kann er sich dann freilich mit der nüchternen Klarheit, die er ein Jahr später in Göttingen findet, noch weniger vertragen. Die aufgeklärten Predigten sind ihm schrecklich. Die Vorlesungen erschüttern nur die bisherigen Ansichten, wecken neue Zweifelsqualen. Das ganze Leben ist ihm widerwärtig. Da sieht er eines Tags auf der Universitätsbibliothek einen Abguß des vaticanischen Apoll, versinkt in stundenlange Betrachtung und empfängt einen unauslöschlichen Eindruck. Der Biograph Müllers, dessen mir vorliegende Handschrift hoffentlich bald allgemein zugänglich werden wird, fügt zu dem Be-

richt Müllers die treffende Bemerkung: „Es war die unmittelbare Intuition dessen, was er nachher in Herder gesucht und gefunden, das Ideal der freien, weiten, geisterfüllten Humanität, welches hier zum ersten Mal die Hüllen seines noch ängstlich pietistischen Christenthums durchbrach und ihn von da an lebenslänglich als eine Leuchte begleitete und vor Engherzigkeit bewahrte." Aber in den Göttinger Collegien waren leider keine Apollos. Die Kämpfe seines Innern finden durch Alles, was er liest und hört, keine Beruhigung. Er sehnt sich nach persönlicher Einwirkung in seiner Rathlosigkeit. „Ein guter Genius gab mir den glücklichen Gedanken ein, in den Herbstferien eine Reise nach Weimar zu machen, um Herdern kennen zu lernen und vielleicht von ihm Räthe und Lehren über mein Studieren, und was mir noch wichtiger war, über die innere Geschichte meiner Seele zu vernehmen." Aber seine ungewöhnlich große Schüchternheit bereitet der Ausführung des Plans Schwierigkeit; ein langes peinliches Schwanken („ich fürchtete sogar bisweilen in meiner Thorheit eine Sünde daran zu thun") wirft ihn bis zuletzt hin und her; endlich muß er sich gewaltsam zu einem Entschluß aufraffen: mitten in einer Octobernacht tritt er die Wanderung an.

Die ausführliche Beschreibung, welche Müller von seinem Besuch bei Herder aus frischester Erinnerung aufgezeichnet, hat Gelzer in den Protestantischen Monatsblättern (März 1859) veröffentlicht. Sie ist trotz der sehr subjectiven Farbe ein höchst werthvolles Document für die Geschichte des Herder'schen Lebens; aber Verschiedene werden einen sehr verschiedenen Eindruck von der Lectüre empfangen; in dem Bericht ist so viel Gefühlsüberschwänglichkeit, so viel dämmernde Phantastik, daß unserer heutigen Nüchternheit dabei öfter ganz unheimlich zu Muthe wird. Dem Einen und Andern mag auch wohl die Frage aufstoßen, wie Herder einem so unklaren Schwärmer nicht allein mit so seltener Freundlichkeit begegnen, sondern so weit mit ihm in die dunkeln Regionen von Ahnungen, Geistererscheinungen u. dgl. habe herabsteigen mögen. Aber das eben, scheint mir, war die Größe des Mannes, daß er durch diese Nebel hindurch zu blicken, unter der trüben Schwärmerei eine mit heißestem Ernst nach der Wahrheit ringende Seele zu entdecken verstand nicht allein bei diesem jungen Schweizer, sondern bei Unzähligen seiner Zeitgenossen, und daß er diesen Allen seine starke und doch so zarte Hand bot, um sie zu einem Licht zu führen, das nicht allein den Kopf erhellte, sondern zugleich das Herz erwärmte. Und wahrlich, mit welcher Liebenswürdigkeit nimmt er den Geängsteten bei sich auf, wie freundlich geht er in seine Anschauungsweise ein, wie leise und doch wie bestimmt leitet er ihn aus den mystischen Dämmerungen heraus, wie außerordentlich zurückhaltend ist er mit seiner

Autorität, um eben dadurch wahre Autorität zu werden! Und wie gesund, glücklich, durch und durch tüchtig tritt uns Herders Häuslichkeit entgegen, ein deutsches Familienleben im besten Sinne des Wortes, in unseren damaligen Litteraturkreisen bekanntlich keine zu häufige Erscheinung. Von einer Genialität, welche der guten Sitte unbedenklich den Laufpaß giebt, weiß das Haus des Weimar'schen Generalsuperintendenten nichts. Der größte Schatz des Lebens ist diesem Mann wie anderen gewöhnlichen Sterblichen seine Frau und seine Kinder.

Die acht Tage, welche Müller damals in Herders Hause verlebte, waren für beide von fast gleicher Bedeutung: Müller wurde wesentlich durch den von jetzt an ununterbrochenen persönlichen Einfluß Herders der tüchtige, strebende, feste, reich gebildete Mann, als welcher er uns in seinem Schreiben und Leben entgegentritt, Herder aber hatte für die letzte schwere Periode seines Lebens einen Freund von nie wankender Treue, von stets gleicher Innigkeit und Opferbereitheit gewonnen, und wir verdanken dieser seltenen Freundschaft eine durch drei und zwanzig Jahre fortgesetzte Correspondenz, welche über manche Seiten der letzten Entwickelungsepoche Herders ein erwünschtes Licht verbreitet. Bekanntlich haben wir aus der späteren Zeit Herders nur verhältnißmäßig wenige Briefe von ihm, welche uns voll und klar in sein inneres Leben blicken lassen: gegen Müller, der sich ihm mit kindlichem Vertrauen hingiebt, der außerdem dem Weimar'schen Kreise so fern steht, daß er zu ihm mit voller Rückhaltlosigkeit reden kann, spricht er Alles aus, was ihn bewegt. Es hätte deshalb diese Correspondenz wohl längst eine sorgsame Veröffentlichung verdient, bei der selbstverständlich nicht nur die Herder'schen Briefe herausgehoben werden durften; indem Gelzer sich darauf beschränkte, den größten Theil dieser zu publiciren (Monatsblätter August bis October 1859), raubte er ihnen ein wesentliches Stück ihrer Bedeutung und ein wichtiges Element ihres Verständnisses.

Als Müller nach Göttingen zurück gekehrt ist, schüttet er sein Herz in einem langen Brief vom 22. October 1780 aus: „Da sitz' ich nun wieder in dem geistlosen Göttingen und schau umher und niemand will mich kennen — und sehne mich hinüber zu Ihnen, ewig unvergeßlicher Herder und Herderin! zu Ihnen und zu jenen unvergeßlichen Abenden und Spaziergängen, wo ich so stumm an Ihrer Seite stand und ging, und wahrlich, oft Vorschmack des ewigen Lebens fühlte." „Erst seit ich wieder hier bin, fühle ich, was ich von Ihnen gelernt und durch stilles Anschauen empfangen habe. Ich sehe, daß ich in gottserbärmlicher Blöße, elend und jämmerlich bin, so daß mir beinahe aller Muth gesunken wäre, so matt und kalt, so geistlos und verworren, so gar nichts!" Und dabei

meinten seine Freunde nicht Wunder was er sei, umgäben ihn auch jetzt wieder mit ihren Schmeicheleien, „und ich bin auf der Heerstraße, abermal zu werden, was ich im Sommer war. Es ist mir angst, denn ich kann mich unmöglich halten, ich verfalle wieder in gewisse Suffisance und die ist mein wahrer Tod. Und nun, verehrenswürdiger Mann! nun wähle ich Sie zu meinem Vater und Lehrer. Ich weiß, ich bin kleiner, als ich mich halte, es hält aber hart, bis ich das erkenne. Ihnen eröffne ich gern mein Herz; Liebe und Zärtlichkeit freut mich, aber Ernst, Ernst, den hab' ich nöthig. Sagen Sie mir, ich bitte Sie treu — sagen Sie mir alle meine Schwachheiten! Machen Sie mich recht zu nichts, daß ich Etwas werde! wie ich mich vor der giftigsten Schlange hüten, wie aus der Schwachheit stark werden könne? Jahrelang bin ich wie ein armes Schaaf herumgeirrt, und ich fange kaum an zu sehen, wo ich bin. Sie übersehen mich ganz, und ist ihnen leicht mir zu rathen. Erwecken Sie was in mir ist! Wie soll ich der mystischen Trägheit und Suffisance entfliehen — wie mich kennen lernen? Wie stehen unter diesen stummen Schmeichlern — ach was möcht ich alles fragen! Wie von Herzen demüthig sein? Welches ist der nächste Weg zu der Wahrheit, die mich frei macht? Sie wissen die Fragen wohl vor mir."

Herder antwortet:*) „Liebster Müller! Tausendmal danke ich Ihnen für Ihre lieben, zutrauenden Briefe: den von Mühlhausen, den ich wohl empfangen, und diesen von Göttingen. Versöhnen Sie sich etwas mehr mit dem Ort, da Sie leben: fordern Sie nicht mehr von jedem, als was er Ihnen geben kann und genießen destomehr was er Ihnen giebt. Die Collegien, die Sie hören, zumal bei Koppe und Spittler, müssen Ihnen doch unendlich viel Gutes gewähren, und was auch bei Miller jetzt noch nicht für Sie ist, wird Ihnen künftig wenigstens als guter Index dienen. Glauben Sie, nichts geht in der Sichtbarkeit ganz grade: Action und Reaction sind die beiden Kräfte, wodurch sich Alles erhält; das scheint oft ein Zickzack, es erhält aber und übt die lebendigen Kräfte, die sonst nicht weiter gingen, sondern auf ihrer Stelle bleiben würden. Befriedigen Sie sich also, auch wo man Ihnen nicht genug thut, und suchen dafür anderwärts und im Stillen höhern und tiefern Aufschluß. Nur im Stillen und ohne Murren. Pallas führt langsam und allmälich

*) Die Briefe Herders liegen mir wie Gelzer nur in einer von Müller gefertigten oder revidirten Abschrift vor; dieser erste trägt von Müllers Hand die Datirung „Weimar, Ende October 1780;" dann ist das „Ende" durchgestrichen und „18ten" übergeschrieben, was selbstverständlich falsch ist. Aber auch das „Ende October" war nicht richtig, da M. dem Schreiben vom 22. einen langen Bericht über seine Collegien und Studien am 29. hinzufügte, auf den sich H.'s Brief vielfach bezieht. Offenbar war derselbe, wie manche andere undatirt und M. fügte später das Datum aus dem Gedächtniß irrig hinzu.

fort, nicht durch Sprünge und Stürme. Winckelmann wird Ihnen das auch sagen in der schönen Schrift von der Fähigkeit, das Schöne in der Kunst zu empfinden. Dies war die Schrift, die ich Ihnen, wenn Sie seine Schriften lesen, zuerst zu lesen rieth, sodann die andere von der Nachahmung der griechischen Werke und endlich die Geschichte der Kunst; doch so daß Sie überall die Kunst als Kunst sein lassen und nur die allgemeinen Grundsätze des Schönen und Edlen in der menschlichen Natur suchen. Es versteht sich, daß diese Schriften Ihnen nur Erholung sein müssen, und mich dünkt, wenn Sie Baco damit verbinden, so hätten Sie vor's Erste zur Aufmunterung und Erholung genug. Von Baco müssen Sie das Buch de augm. scient., das novum organon und die sermones fideles zuerst und vorzüglich lesen, sodann einen praktisch starken Mann wie Luther damit verbinden: denn bei Baco ist nur Licht der Wahrheit, nicht Flamme, nicht Wärme. Aber seine Grundsätze sind groß und gut. Zum Griechischen haben Sie wohl jetzt keine Zeit mehr; vielleicht auf den Sommer und verleugnen und verachten Sie sodann doch nicht die Profan-Scribenten, insonderheit Xenophon, Plutarch, Homer. Sie geben der Seele sehr reine Formen der Menschheit in Denken, Handeln und Schreiben. Plutarchs Leben, Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates, Homers Naturgemälde sind einzig in ihrer Art und werden es lange oder ewig bleiben. Wechseln Sie mit solcher Lectüre ab, ohne sich zu überhäufen: denn allein in der Ruhe liegt Wachsthum. Die Kindheit der Griechen, auch in ihren moralischen Begriffen und einfachen Gestalten ist außerordentlich erquickend und stärkend, insonderheit gegen den Mysticismus in Ueberspannung und Schlaffheit, die beide natürlich wechseln müssen. Uebrigens verzagen Sie nicht an sich selbst. Wer mit sich unzufrieden ist, zeigt, daß er noch etwas zu haben strebe, was er erlangen wird, wenn er sich nicht übereilet. Wer mit den 8 Statuen nicht zufrieden ist, wird die 9. schönste im Reiche der Geister finden. O daß ich Ihnen zu etwas behülflich sein könnte! meine ganze Seele sollte sich freuen. Nur beruhigen Sie sich und schreiben sich Jac. 3, 17 ff.*) oder Weisheit 7, 22—30 u. f. an die Thür Ihrer Gedanken. Diese Weisheit suchet und macht keine partheiische Unterschiede; sie suchet und umfängt Gott, wo er sich zeigt und der Seele gewähret. . . . An meinen Briefen **) habe ich seit der Zeit noch keinen Strich weiter thun können für Zer-

---

*) „Die Weisheit aber von oben her ist auf's erste keusch, darnach friedsam, gelinde, läßt ihr sagen, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unpartheiisch, ohne Heuchelei. Die Frucht aber der Gerechtigkeit wird gesäet im Frieden denen, die den Frieden halten."

**) Ueber das Studium der Theologie, deren ersten Theil Herder Müllern bei seinem Besuch geschenkt hatte, deren zweiter Theil 1781 erschien.

streuung und Geschäften. Sie sollen mir aber, liebster M., oft vorstehen, wenn ich wieder an sie gehe, und es wird mir oft sein, als wenn ich in manchen Stücken, über die wir uns besprochen, nur für Sie schriebe. Es freut mich, daß sie Koppen nicht mißfallen haben; denn ich schätze sein Urtheil hoch; eine Uebersetzung der Bibel wird aber wohl das Ende sein meines geschäftig-müßigen, bedrängt-fruchtlosen Lebens." Nun folgen eingehende litterarische Details, Bücherbestellungen, Versprechungen von Liedern und Legenden; dann aber fällt Herder noch etwas ein. „Vorjetzt, Lieber, mache ich Ihnen noch ein gar schönes Buch bekannt, das diese Messe (nicht eben auf's Beste!) aus dem Englischen übersetzt erschienen: moralische und historische Denkwürdigkeiten von Temple: ein Buch wie nur wenige zu unsrer Zeit geschrieben werden. Der Verf. (er soll ein Landprediger sein) ist so genährt vom Geist der Alten, so gestärkt vom Gefühl ihres gesunden Verstandes, ihrer Freiheit und einfachen Würde, daß er den blendendsten Vorurtheilen unserer Zeit mit römischem Muthe Hohn spricht und sie verachtet. In den Gött. Zeit. wird man das Buch nicht loben, denn der Verf. ist kein Sklave der Monarchie; aber seine Grundsätze werden, wenn wir vor Schwachheit und Uebermuth entnervt sind, bei besseren Nationen Wurzeln fassen und Früchte bringen."

Doch es hat keinen Zweck, schon einmal Gedrucktes, wenn auch bisher, wie es scheint, kaum Beachtetes hier noch einmal in ganzer Breite wieder zu geben; das Mitgetheilte wird, denke ich, genügen, um das Verhältniß der beiden Männer in seinem Beginn zu charakterisiren und dem Leser zu zeigen, wie Herder der strebenden aber irrenden Jugend ein liebevoller Führer zu sein wußte. Bei Müller tritt die Wohlthätigkeit seines Einflusses unmittelbar hervor. Gleich der nächste Brief vom 20. November ist in einem ganz anderen Ton geschrieben; mehr und mehr weicht die alte Grübelei und Selbstquälerei gesunder Thätigkeit und die lichten Griechen vertreiben den Qualm mystischer Phantastik. Müller tritt namentlich Spittler näher, dessen Vorlesungen über Dogmengeschichte ihm besonders heilsam werden. „Eine Menge Vorurtheile," schreibt er in der Selbstbiographie, „die ich vorher hatte, flogen wie Spreu davon, da ich hier ihre Genesis kennen lernte." Er meint, dieses Colleg verdiente eine eigene Reise nach Göttingen. Als der Frühling kommt, wird ihm noch wohler. „Es war ein herrlicher Frühling. Alles erwachte in's schönste Leben und auch in meiner Seele ging eine Erneuerung vor, deren Wollust nur gefühlt, nicht beschrieben werden kann. Die Bande meines Geistes fielen; ich sah mich in freier weiter Ebne, als Sohn der Natur, und einen langen Weg zu schönem Ziele vor mir. Jener Apollo schien mir eben das geweissagt zu haben.... Ich fühlte mich doch einmal wieder frei, fühlte, daß ich

zu Licht und Heiterkeit geschaffen, ein froher glücklicher Jüngling sein konnte, und mehr als Jüngling wollte ich nicht sein." Er scheint sich jetzt auch im Verkehr mit den Professoren mehr geltend gemacht, die frühere krankhafte Schüchternheit wenigstens so weit besiegt zu haben, daß sein bedeutendes Wissen erkannt werden konnte; denn einer der Professoren rieth ihm dringend zu, die akademische Laufbahn einzuschlagen. „Aber Luft und Leute zu Göttingen und das akademische Leben überhaupt gefielen mir nicht." Er hat auch gar kein Verlangen, das letzte Halbjahr, wie bestimmt war, in Tübingen zuzubringen, vielmehr kömmt ihm vor einer Vorlesung Spittler's der Gedanke: „Wie, wenn Du über den Winter, anstatt in das öde Tübingen zu gehen, zu Herder kommen könntest!" Am 22. Juli 1781 schreibt er nach vielen litterarischen Mittheilungen: „Ich eile mit dem lahmen Brief zum Ende. Aber noch muß ich einen Fels abwerfen — und auf Sie legen. Weitläufig mag ich nicht mehr sein, also so kurz wie möglich: Ich habe meine Umstände überlegt und da ist ein eifriges Verlangen in mir aufgestiegen — was? — diesen ganzen langen Winter in Weimar zuzubringen!! Aber bei wem? Bitte, verzeihen Sie mir, wenn ich ungeschickt werde!! Könnt ich nicht gar bei Ihnen sein? Es mangelt mir in aller Absicht so horrend viel und Sie könnten mirs ersetzen. Wenn es Sie im Geringsten nicht geniren sollte, so nehmen Sie mich in Ihr Haus. Beschwerde sollen Sie nicht von mir haben — aber: sagen Sie mir's doch gerade so frei heraus, als ich Sie hier im völligen Vertrauen auf Ihre Liebe bitte." Herder antwortet 6. August: „Liebster Müller! heute nur ein paar Worte. Kommen Sie in Gottes Namen zum Winter zu uns: Haus und Herz und was wir haben steht Ihnen offen." Und Frau Caroline fügt hinzu: „Kommen Sie diese Michaeli zu uns, lieber Pilgrim, Sie sollen unser treuer Hausgenoß, Freund und Bruder diesen Winter über sein. Ihr Antrag hat unsre Freude und Liebe zu Ihnen vermehrt und Sie sind wie ein Verwandter bei uns geliebt." Aber die Frau Conrectorin in Schaffhausen war von diesem Einfalle ihres Sohnes gar nicht erbaut; Herder, erwiederte sie, sei ein Schwärmer, lauter Imagination, schreibe Sachen, die Niemand verstehe, verdrehe die Bibel. Nur mit Mühe, durch nachdrückliche Unterstützung des Bruders, konnte endlich die Einwilligung der Mutter gewonnen werden.

Mit unbeschreiblichem Jubel verließ Müller Göttingen, die „Bücherstadt" und eilte nach Weimar. „Sobald ich im Gasthof angekommen," berichtet er in der Selbstbiographie, „lief ich zu Herder. Ein unvergeßlicher Augenblick! Ich öffnete die Thüre — da saß er an einem Tischchen, eine einsame Lampe beleuchtete sein Angesicht mit einem sanften Schein und machte sein freundliches Lächeln unbeschreiblich lieblich. Den folgenden

Tag zog ich ein. Die ersten Tage wußte ich noch nicht recht, wie mir geschah. Endlich fing ich meine planmäßigen Arbeiten an. Da gab es nun wieder traurige Stunden, ich sah ein, wie wenig ich sei, was ich alles hätte lernen können und sollen, wie viel tausend Stunden mir unbenutzt dahin geschwunden; besonders sah ich mit Kummer ein, wie sehr ich in den Sprachen zurück geblieben. Ich schämte mich vor Herder, wenn er mir aber wieder Muth zusprach, so raffte ich mich allemal wieder auf. Ich sah, daß man mich liebte, und war wie ein Kind im Hause." Herder hatte aber unaufhörlich zuzusprechen, zu ermuntern und namentlich auch zu sorgen, daß sich Müller ihm nicht unbedingt zu eigen gebe. In seinem Tagebuch hat Müller unter dem 19. Februar 1782 folgendes notirt: „Mit Herder allein in der oberen Stube. Wenn er etwas sage, so soll ich nicht als ein Jünger horchen und glauben, sondern für mich stehen und betrachten, sonst verliere man sich in fremden Existenzen; er wolle nichts auf diese Art in die Menschen hinein bringen, es müsse Alles aus ihnen heraus kommen. Deswegen schweige er so oft. Selbst zu finden sei viel größere Freude und das Fremde müsse doch wieder und oft mit Schmerzen abgerissen werden." In Allem erkennen wir den meisterhaften Pädagogen, der seine Erziehungskunst im Hause, in der Schule, auf der Kanzel, überall mit gleicher Liebe und Kenntniß der menschlichen Herzen übte. Wir glauben Müller, wenn er schreibt: „Unbegreiflich schwer ward mir der Abschied aus diesem geliebten Hause, wo ich meine schönsten und nützlichsten Tage verlebt habe."

Wenn uns aber dieses Haus bisher nur im schönsten Licht erschienen ist, so tauchen in den Briefen Herders und seiner Frau an Müller bald andere Farben auf. Schon im Mai 1782 schreibt die Frau: „Mein Mann sitzt eben und monirt Kirchenrechnungen und fährt so fort bis Sonntag Abend, und von Montag bis auf den Freitag mit Abnahme — alsdann wird er mit Gefühl singen: Herr gieb einen milden Regen." In einem Brief vom 24. Februar 1783 heißt es: „Mein Mann schreibt Ihnen nicht, er wandelt unter den Alten und Neuern, schreiben Sie doch bald einen lieben Brief, der ihn erheitert. Er hat fast nichts mehr, das er liebt in der Welt. Die Krankheit hat etwas düsteres zurück gelassen." Am 12. December 1784 schreibt Herder zu einem langen Brief seiner Frau, die über leidende Gesundheit, mancherlei häusliche Sorgen klagt („es hat fast nichts mehr einen Reiz für mich als Ruhe und Stille"), sonst aber das Bild eines reichen, nichts weniger als freudeleeren Lebens entwirft: „Mit größter Freude, liebster Müller, schreibe ich Ihnen auch einige Zeilen, mich selbst zu erquicken und zu erholen. Ich bin wie der erstorbene Baum des Winters, und kaum ist noch in der tiefsten Wurzel

einiger Saft, der sehnlichst auf die Rückkehr der Sonne wartet. . . . Sie sind mir wie ein Gottgegebener, ein blühender Baum, auf den meine Wallfahrt traf zu einer Zeit, da wir uns beide vielleicht weder kennen noch nützen konnten. Sie sind indeß wie eine Blüthe in meinem Herzen und Leben. Wappnen Sie sich mit Stille und Muth gegen Alles, was in der Welt ist. Ich habe nichts mehr mit ihr gemein und Gott wird mir durchhelfen." Im December 1785 ermahnt er Müller: „O, lieber Müller, warum wollten Sie den Muth sinken lassen und wie eine zerknickte Blume auf Gottes Au' dastehen? Halten Sie aus, machen Sie Ihren Körper gesund und erhalten die aufschwellende Knospe Ihres Herzens zart, rein und zusammengeschlossen. Das Andere lassen Sie sein, wie es will. Das Wetter ändert sich und hängt nicht von Ihnen ab; der es schickt, wird es auch ändern. Perfer et obdura. . . . Ich schreibe Ihnen alles dies in der größten Abspannung meines eigenen Geistes. Meine Arme sind matt und schwach, meine Seele ist ohne Triebfeder und Nerv; aber warum dies schreiben? Lasset uns den Muth zusammen nehmen oder uns wie eine Marmotte im Winter zusammen wickeln und den Frühling erwarten! Auch er wird kommen. Durch falsche Auffspannung haben wir zu unserer jetzigen Ermattung beigetragen, und die Welt um uns hat nicht ermangelt das Ihrige hinzuzufügen. Die Natur will wieder ihr Gleichgewicht haben und stimmt am Instrument; lasset uns ihr nicht widerstreben, sondern helfen! Uebrigens, lieber Müller, arbeiten Sie, und wenn es auch nicht fort will; arbeiten Sie an Einem und am liebsten an lebendigen Geschäften, so klein sie sein mögen. Zum todten Buchstabenwerk kommen Sie zeitig genug; und ich wünsche, daß Sie nie dazu kämen. Auch Ihren Bruder haben die Buchstaben zu den Freuden des Lebens verdorben, wie mich nicht minder. Principiis obsta; es ist eine tödtliche, höllische, schwarze Kunst, zu der Ihre lichte Seele nicht geschaffen ist. . . . Den zweiten Theil meiner zerstreuten Blätter, an dem ich wie ein Armseliger stümpere, sollen Sie auf Ostern erhalten, vielleicht auch etwas mehr; nur noch keinen dritten Theil der Ideen, an den ist noch nicht zu denken, so oft mich mein Genius wie aus einer tiefen Wolke von innen daran erinnern möge. Der Geist ist willig, aber der Leib ist schwach — muß ich leider jetzt von mir sagen. . . . Leben Sie wohl, l. M., und haben Sie guten, großen, festen, reinen Muth. Nicht wenn das Leben Genuß, sondern wenn es Bürde ist, giebt es eine Pflicht zu leben, die wie alle Pflichten sich nur durch Uebung erhält und bewährt. Gott mit Ihnen, liebe Seele!" Gleich im nächsten Briefe lesen wir: „Was Sie von der Gelehrsamkeit sagen, ist bis auf Mark und Bein wahr; ich wollt' ich hätt' in meinem Leben keine Zeile drucken lassen. Das ist des Teu-

fels Strick, wenn man ihn einmal am Halse hat, kommt man nicht davon los. . . . Einige Wochen ist unser ganzes Haus und ich selbst krank gewesen. . . . Mein Geist und Körper ist matt und krank, daß ich den Brief schließen muß, ohne ihn wie ich wollte zu endigen. . . . Boshart hat mir einen Brief geschrieben, den ich noch nicht beantwortet habe, weil ich mir selbst unterliege. Ist's Alter oder Krankheit, aber ich bin mir selbst wie ein Stein, wie ein Erdklos. Ich muß mich zu Allem treiben und stoßen und komme doch nicht weiter. Nehmen Sie an mir ein Beispiel, was heraus komme, wenn man sich mit zu viel Sachen einläßt und den Kreis, worin es auch sei, um sich zu groß macht; er kann nicht enge und klein genug gemacht werden. Aber auch das ist ein Werk der Vorsehung gewesen; an ihrer Hand stehen oder in sich selbst sinken, ist gleich gut." Am 26. Juni 1786 übersendet die Herderin ein Exemplar der „Zerstreuten Blätter" und fügt hinzu: „Mein Mann kranket den ganzen Mai und Juni und seine Leber ist noch nicht viel besser. Ich selber leide an meinen Augen und Nerven, daß einen kleinen Brief schreiben mich krank machet . . . Mein Mann hat seit Ostern die völlige Veränderung oder neue Einrichtung des Gymnasiums unter der Arbeit. Er geht täglich hin. Zwar ist dies nur ein Versuch. Etwas Neues oder Ganzes kann vor der Hand nicht werden. Indessen hat er einen eigenen Genuß an diesem lebendigen Geschäft und wenn er an Prima kömmt, wird er vielleicht selbst eine Stunde dociren. Diese reelle Freude ist ihm nur bis daher durch Unangenehmes verbittert worden, das seiner Gesundheit einen fatalen Stoß gegeben hat. Gott helfe uns alles Böse mit Geduld überwinden, Amen!" Am 4. Februar 1787 wünschen Herder's ihrem Freunde Glück zu seiner Verlobung und sie entschuldigt ihr langes Schweigen damit, daß „Ein Hauskreuz nach dem andern mich verfolgte. Gott behüte Sie ja, ein solches Hauskreuz zu erleben! Meine Seele ist fast davon erdrückt. Mit Krankheit endigte sich das alte Jahr und mit Krankheit fing das neue an." Am 30. December 1787 meldet Herder die Geburt eines sechsten Sohnes: „auch Sie, unser alter Freund und Hausgenoß, sind unter den Pathen des Kindes aufgeschrieben. Nehmen Sie die Gevatterschaft so herzlich gut auf, als wir sie Ihnen darbringen; dies Band der häuslichen Freundschaft macht Sie auch in der Entfernung uns näher und bringt Sie in unsere Familie zurück . . . Ich bin diesen Sommer ziemlich krank gewesen, den Winter aber gesünder, als manche Winter vorher. Nur an meinen litterarischen Winterschlaf, die Autorei, hat es noch nicht gehen wollen; der vierte Theil der Ideen soll Ostern fertig werden und ich sehe noch nicht wie? Ich stecke bis an den Hals voll von dem, was ich schreiben will, und komme nicht zum Schreiben; es soll bis

zu 1400 ungefähr gehen; denken Sie, was das für ein Weg ist. Wünschen Sie mir Glück dazu; ich werde mich sehr freuen, wenn ich hinüber bin; alsdann liegt noch eine Höhe vor mir." Hierauf folgt eine merkwürdige Beurtheilung der Schriften des Bruders über den Fürstenbund und die Domcapitel, dann fährt Herder fort: „Es soll mich wundern, wie ihm mein vierter Theil der Ideen gefallen werde, da wir in Manchem so verschiedene Meinung haben. Mein Grundsatz aber ist's und bleibt's, „die Wahrheit so rein zu schreiben, als sie sich irgend nur für sein Zeitalter schreiben läßt," sonst lohnt sich's wahrlich nicht, die Feder zu rühren. Ach Gott, wenn ich zu meinem Buch Ihres Bruders Collectaneen hätte! wenn ich nur das Collegium hätte, woraus er uns hier in Weimar jenen Abend vorlas! — Leider, ich bin ein geistlicher Knecht, ein Sclave in elenden Geschäften, und muß mir zu alledem jeden Augenblick Lese- und Schreiberei erbetteln, erkaufen, erwuchern, erstehlen; dafür werde ich aber auch einmal in's Marthrologium kommen, und Ihr Menschen, denen es so wohl in der Welt ist, kommt nicht hinein."

Mir scheint, diese Aeußerungen Herders und seiner Frau werfen ein ausreichend klares Licht auf das, was sein Leben bedrückte. Es sind keine ganz besonderen Umstände: die Last äußerlicher Geschäfte, allerlei Krankheiten und Sorgen, wie sie in einer zahlreichen Familie selten ausbleiben, die Ermüdung eines zu stark angespannten Lebens; aber diese von Vielen empfundenen Uebel drückten auf die Natur Herders mit besonderer Stärke. Es ist wohl nicht genug beachtet, wie außerordentliche Verhältnisse auf seiner Jugend lagen, daß er sehr viel schwerer als irgend einer seiner großen Zeitgenossen aus ganz elender, geistig und körperlich verkümmerter Existenz sich Bahn brechen mußte zur Möglichkeit des Lernens, daß er dann, kaum frei geworden aus trauriger Sklaverei, sich mit unerhörter Schnelligkeit aus dem Lernenden zum Lehrenden emporschwang, und erst im Sommer 1762 zum Beginn eigentlicher Studien gelangt, bereits im Januar 1765 jene schriftstellerische Laufbahn eröffnete, die ihn in wenigen Jahren zu einem in ganz Deutschland berühmten Manne machen sollte. Mit der Unwiderstehlichkeit einer Naturkraft durchbrach er alle Schranken, die ihn von seinem wahren Beruf trennten; heftig, leidenschaftlich, stürmisch stürzt er sich, sobald er frei geworden, zugleich auf die mannigfaltigsten Objecte des Denkens, Empfindens, Handelns; die Zukunft der Kirche und Schule behandelt er in kühnen Reformprojecten, während er sich zugleich in die ältesten Geheimnisse des Menschengeschlechts eingräbt. Man muß nur jenes wunderbare Reisejournal von 1769 lesen, um die wühlende Rastlosigkeit dieser vulkanischen Natur ganz zu empfinden. Nun aber weiß wohl Jeder, der einige Menschenerfahrung besitzt,

was eine mit solchen Kämpfen erfüllte Jugend, ein so intensiv angespanntes Einsetzen der innersten Lebenskraft zum einsamen Dahinschreiten durch die weiten Räume der Geisterwelt der Seele für Züge einschneidet. Wie normal und ruhig verliefen die ersten zwanzig Lebensjahre z. B. Schillers und Lessings im Vergleich mit der gleichen Periode Herders, in verhältnißmäßig wie engen, sichren Kreis war ihre geistige Bewegung eingeschlossen! Niemand wahrlich kann sich wundern, diesen durch so convulsivische Anstrengungen empor geschleuderten Herder zu finden, wie wir ihn 1770 und 1771 in Straßburg und Darmstadt kennen lernen. Diese schroffe Reizbarkeit, diese leidenschaftlichen Ausbrüche, alle diese unliebenswürdigen Ecken sind das natürliche und nothwendige Ergebniß eine solchen Entwickelung, die unvermeidlichen Schattenseiten einer solchen Natur.

1780 und 1781 allerdings scheinen sie wenigstens für das ungeübte Auge Müllers unsichtbar gewesen zu sein: er weiß nur von der freundlichen Milde Herders zu erzählen; auch in den freilich sparsamen Briefen aus dieser Zeit nehmen wir nichts anders wahr. Aber es wäre eine Täuschung, zu meinen, daß der Grundzug dieser ruhelosen Natur durch eine freundliche Gestaltung der äußeren Behältnisse mehr als verhüllt sei. Müller berichtet aus Herders Munde die Worte: „Wenn ich etwas schreibe, so wach' ich und schlaf' ich nie, des Nachts im Bett wälzt es sich in mir herum; ich bin immer wie in einem Traum." Die wohl nicht ganz correct wiedergegebene Aeußerung wird dadurch verständlich, daß sie die Thatsache einer übertriebenen Production erklären soll, in der er während eines einzigen Jahres die älteste Urkunde, die Erläuterungen zum Neuen Testament, die Philosophie der Geschichte und die Provinzialblätter geschrieben habe; durch diese Ueberanspannung habe er in demselben Jahr sein halbes Haar verloren. Diese Erfahrung scheint Eindruck gemacht zu haben. Wenn wir nach Herders Angabe alle jene Werke in dasselbe Jahr (1773—74) rücken müssen, so entsteht für die nächsten fünf Jahre eine merkwürdig lange Pause, aus der nur einige kleinere Schriften zu verzeichnen sind bis auf die Volkslieder, in deren Sammlung er ja aber schon 1770 weit vorgerückt war. Die Uebersiedelung nach Weimar fällt in diese für Herders Art auffallend große Ruheperiode, die dann aber mit dem Jahr 1780 ein plötzliches Ende findet. Von nun an folgen sich die größten und schwierigsten Arbeiten Herders Schlag auf Schlag: die vier Bände Briefe über das Studium der Theologie, die zwei Bände vom Geist der ebräischen Poesie, die ersten drei Bände der Ideen zur Philosophie der Geschichte, die Gespräche über Gott, die ersten Sammlungen der Zerstreuten Blätter und der Palmblätter, Persepolis, die (wenigstens 1780 erst erschienene) Preisschrift vom Einfluß der Regierung auf die

Wissenschaft, das Alles drängt sich in die Jahre 1780 bis 1787 zusammen! Und daneben gehen nicht etwa nur die ermüdenden und zeitraubenden Amtsgeschäfte in gewöhnlichem Umfange her, sondern der beispiellos schöpferische Schriftsteller ist zugleich praktischer Reformator in Kirche und Schule und schreibt u. A. für den Volksunterricht ein Buchstabier- und Lesebuch! *) Jedes Jahr finden wir den Ephorus in den Räumen des Gymnasiums und vernehmen aus seinem Munde eine jener klassischen Schulreden, **) die ja wohl mit so vielem andern für die Gegenwart kaum noch existiren. Und wie oft berichtet die Frau ihrem jungen Freund von ergreifenden Predigten des Mannes, die er hätte hören sollen.

Wenn wir uns diese Thatsachen vergegenwärtigen, so werden die Klagen seiner Briefe einen anderen Sinn erhalten; wir werden dann nicht in das Gerede von dem „immer unzufriedenen" Herder mit jener Beruhigung einstimmen, als hätten wir ein Recht, dem großen, gewaltig ringenden Manne über unmotivirte Launen den Text zu lesen, sondern mit herzlicher Theilnahme seinem Schicksale folgen. Wir begreifen, warum er das Buchstabenwerk verwünscht, das ihn athemlos aus einer großen Arbeit in die andere stürzt, den Teufels-Strick, den man nicht wieder los wird, wenn man ihn einmal am Halse hat. Wie ist er in seinem Recht über die „falsche Auffspannung" zu klagen und sich als warnendes Beispiel hinzustellen, was herauskomme, wenn man den Kreis seiner Thätigkeit zu weit ziehe. Schon Ende 1785 ist in Folge der maaßlosen Anstrengung seine Seele ohne Triebfeder und Nerv; aber an den „Ideen" und „Zerstreuten Blättern" muß ohne Rast fortgeschafft werden; der letzte Theil der ersteren soll schon zu Ostern 1788 erscheinen: in Wahrheit kommt er erst 1791, nach der italienischen Reise. Ende 1787 ist die Kraft erschöpft. Es tritt eine zweite lange Pause ein, welche bis 1793 reicht.

Und dieses Mal findet der den Funfzigen Nahe die Kraft des Körpers und die Frische des Geistes nicht wieder. Als er im Jahre 1788 von dem Domherrn Fritz v. Dalberg den Antrag erhält, mit ihm eine Reise nach Italien zu machen, ist, wie die Frau an Müller schreibt, „die Nothwendigkeit Ort, Klima und Gegenstände zu verändern auf's Höchste

*) Der von Gödeke (Grundriß 2,660) in diese Zeit gesetzte Katechismus Luther's gehört wohl in das Jahr 1797. Frau Caroline schreibt am 8. Januar 1798, der Katechismus ihres Mannes sei vor Weihnachten fertig geworden.

**) Bei denen man jedoch nicht vergessen darf, was Caroline Herder nach ihres Mannes Tode an Müller schrieb, daß wir nur Skizzen vor uns haben, die er in Wirklichkeit „vollständiger und andringender gehalten hat." Ebenso verhält es sich mit dem, was wir von seinen Predigten lesen. „Hier sind die zwei Predigten, schreibt sie am 5 Mai 1783. Es sind bloß Schattenrisse von dem, was er gesagt, und ich sehe zu deutlich, daß mein Mann kein Predigtenschreiber ist. Es quillt zu sehr aus seiner Brust und Herzen, als daß er sich nachher kalt hinsetzen und das wiederkauen könnte."

gestiegen." Am 9. Juli 1789 kehrt er zurück. „Er ist guten Humors, schreibt sie, und seine Seele ist, wenn ich so sagen darf, weiter und allgemeiner geworden. Seine Gesundheit ist gut." Der ganze im Herbst 1789 geschriebene Brief, worin Beide ausführlich über die verschiedensten Dinge berichten, macht einen sehr erfreulichen Eindruck. Nun aber tritt langes Schweigen ein. Vier Briefe Müllers, in deren einem er den Tod seiner Mutter meldet, bleiben ohne Antwort. Endlich den 4. April 1791 schreibt sie: „Ich kann mir's fast nicht verzeihen, lieber uns unvergeßlicher Freund, daß ich nicht schon lange Ihnen geschrieben habe, da mein Mann so gar nicht dazu kommen kann, und jeder Ihrer Briefe uns ja wie ein Engel der Jugend, ein Andenken glücklicher Zeiten erscheint, uns erquickt, ermuntert und beinahe verjüngt, wenn's mir vergönnt wäre. So kam Ihr lieber Brief im Herbst nnd erinnerte so freundlich an die Ideen;*) es geschah was Sie wünschten, guter, treuer! Die Hälfte des

*) Da dieser Brief das damalige Verhältniß Müllers zu Herder deutlich zeigt und thatsächlich den entscheidenden Anstoß zur Fortsetzung der „Ideen" gegeben hat, so kann ich mir nicht versagen, ihn wenigstens zum Theil hierher zu setzen. „Schaffhausen 30. August 1790. Liebster Vater und Gevatter! Es liegt mir schon lange etwas auf dem Herzen gegen Sie, und ich mache mir Vorwürfe, daß ichs nicht längst gesagt Es betrifft die Fortsetzung des ersten, größten und besten Ihrer Werke, der Ideen zur Philosophie der Geschichte. Ich nehme kein Blatt vor den Mund, und will Sie rühmen nach bestem meinem Vermögen. Ihre Schriften alle, liebster Herder, sind über unsere Zeit erhaben, Sie werden Ihre beste Wirkung nicht erleben; aber wenn einst der Strom der Zeit die unzähligen Schwätzer, Frömmler, Schöngeister, Kantianer, Wolfianer zc. zc. weggespült hat, werden Sie überbleiben und der Lehrer unserer Enkel werden. Es ist kaum Eine, wo nicht eine große, neue Idee, eine allanwendbare notio directrix wenigstens zu den wichtigsten Wahrheiten vorgetragen würde. Ich bin Ihnen das Zeugniß schuldig, so viel und mancherlei Bücher aus allen Zeiten ich schon gelesen, so kehre ich doch zu keinen lieber zurück als zu den Ihrigen, und ich finde mich für jedesmahl erhoben, gestärkt und wie mit Balsam wohlthätig erquickt. Nicht daß ich blind wäre! In den älteren zumahl mißfällt mir oft der Vortrag: hingegen in den Ideen — ich bin stolz darauf ihren ganzen Werth zu fühlen! — finde ich alles in der schönsten Vollkommenheit. Sie sind die edelste Efflorescenz Ihres ächt platonischen Geistes und Ihrer schönen liebenswürdigen Seele. . . . Ich weiß, Sie kennen mich wie fern ich von Schmeichelei bin, es geht mir von Herzen und ich kann mich nie satt genug darüber reden. Meine besten Freunde in der Schweiz sind ganz darüber einig, hauptsächlich die, welche nicht fromm sind. . . . Und nun dies Buch, dessen sich keiner der großen Alten schämen würde, dies Buch, das einst in fremden Welttheilen und unter ungebohrenen Geschlechtern Epoche machen wird, diesen Schatz von Gelehrsamkeit, Philosophie, Poesie und von den höchsten reinsten menschlichsten Empfindungen wollen Sie unvollendet lassen? aus welchem Grunde? Gewiß nicht darum, weil es undankbar ist aufgenommen worden? Gegen eine Recensentenstimme, die an ihren Lorbeeren rupft, sind hundert stillere, die sich an Ihrem Lichte wärmen, hunderte, in welchen durch Ihren Dienst die Blüte der Humanität sich entwickelt zu tausendfältigem Segen für alle, die um sie sind. Gewiß nicht darum, daß die Nachwelt Ihren Verlust desto besser fühle! O nein, so grausam sind Sie nicht! Sie wird ihn genug fühlen, wenn Sie die ebr. Poesie, die Litteraturfragmente, die theol. Briefe unvollendet bekömmt. Würden Sie, liebster Papa! nicht unwillig, wenn Sie von Plato, Aristoteles und Xenophon lauter halbvollendete Werke hätten? Vollenden ist das schönste was der Sterbliche thun kann, und was ihm das Vergnügen des Schöpfers mittheilt, da er alles gut sah."

vierten Theils ist fertig, der Druck wird angefangen und soll zu Ostern fertig sein. Dies vorläufig auf Ihre Aufmunterung dazu, die nur von einer Engelsseele so und zur rechten Zeit kommen konnte. Seit dem Mai des vorigen Jahres wissen Sie nichts von uns. [Das ist ein Irrthum, wie angegeben.] Die Krankheit meines Mannes, die er im April gehabt hatte, ward so ganz irre behandelt, daß er den ganzen Sommer und Herbst Curen brauchen mußte. In solchem Zustand hat man nun nicht Lust zu schreiben. Er ward noch um so drückender, da der Präsident nicht hier war und alle Geschäfte auf meinem Manne lagen. Ich konnte aus andern Ursachen nicht schreiben; ich kam den 21. August mit einem Sohne nieder, der Rinaldo heißt. Die Stelle Ihres [im Frühling 1788 gestorbenen] Pathen Alfred ist durch ihn ersetzt; er ist unsere einzige Freude und Liebe, dies zarte, verständige Gebildchen, ein wunderbar ähnlicher Abdruck seines Vaters. So haben wir nun sechs Söhne und eine Tochter und die heilige Zahl ist voll. In mütterlicher Pflege um den Kleinen und Sorge über meine eigene Gesundheit ist mir der Winter entflohen, und so flieht mir jeder Tag und nimmt mir jeder Tag von meinem inneren und äußeren Menschen. Ach die glücklichen Zeiten sind vorbei. Alles bleibt nur unter Wunsch, Hoffnung und Vorsatz. Sie sind glücklich, lieber Müller, daß in Ihrer Sehnsucht nach Arbeit Sie die Natur anweht und Sie ihren Athem empfangen und sich erheben können. So wohl wird's uns nicht — oder vielmehr, ich ersticke das Gefühl wo ich kann, damit es mich nicht nach einem Tröpfchen Labung verlange." Was Herder selbst hinzufügt, klingt nicht viel tröstlicher. „Mein Gemüth ist so niedergeschlagen, daß ich mich selbst mühsam suche und immer noch nicht finde... Habe ich's Ihnen geschrieben oder nicht, daß seit meiner Rückkunft ich Vicepräsident im hiesigen Oberconsistorium bin? Der Präsident ist seitdem fast immer krank gewesen; also auch die Verwaltung dieser z. Th. rechtlichen Geschäfte hat mein Gemüth etwas gedrückt, wozu aber noch viel anderes gekommen ist, das mir, so zu sagen, meine jugendliche Etourderie fast ganz geraubt hat." Aus einem Brief vom 13. November erfahren wir, daß der Präsident wieder krank ist und Herder wegen der Menge ihm daraus erwachsender Amtsarbeiten seit Wochen nicht dazu kommen kann, Müller den vierten Theil der Ideen, an dem er bis Ende September zu schaffen gehabt habe, mit einem Brief zu senden. Am 14. Mai 1792 schreibt Caroline: „Mein Mann hatte den ganzen Herbst so überhäuft viel Amtsarbeit, die denn auch die schlimmsten Folgen hatte. Er wurde im December schon krank und hatte an einer spanischen Fliege den ganzen Januar zu leiden. Kaum war diese geheilt, so bekam er die Gicht mit dem schmerzlichsten Krampf in der Hüfte und rechten Bein; er

war einige Tage in großer Gefahr. Das Uebel ist so complicirt mit Leber und Hämorrhoiden, daß die besten Mittel und Aerzte nicht helfen konnten. Kurz er kann sich nicht gerade aufrichten und kann nur wenig gehen auf dem kranken Fuße."

So rasch sich wiederholende Krankheitsanfälle konnten natürlich nicht ohne dauernde Wirkung bleiben. Dazu kam nun aber als besondere Calamität die Last geistlicher Verwaltungsgeschäfte. „Kund und zu wissen seie es auch zugleich hiemit, schreibt Herder den 13. Mai 1793, daß ich die Musen beinahe abgedankt habe. Seitdem ich Oberconsist.-Vicepräsident bin, gebe ich Bescheide, Resolutionen, Auflagen, Weisungen, mache unterthänigste Berichte, freundliche Communicate oder Communicationsschreiben, vor allen Dingen aber stattliche Rescripte, halte Termine, trenne Eheverlöbnisse und Ehen, erkläre sie für null und nichtig, hebe sie quoad vinculum, oder zu Tisch und Bett auf, mache Regulative u. s. w. Auch meine Briefe über die Humanität habe ich protokollmäßig auf gebrochene Seiten in klein Folio geschrieben. Also wissen Sie, was Sie mir zu erwarten haben. Um Gottes Willen nichts für Ihre Serena*), es sei denn in nomine amicabilis compositionis zum Vorhalt, Vernehmung und nach Befinden weiterer Verfügung." Uebrigens zeigt ihn uns dieser sehr ausführliche, bis zum 15. Juli fortgesponnene Brief nicht nur in guter Laune, sondern auch in mannigfaltiger Thätigkeit und regstem Interesse. Der Freund hat auf seinen Rath eine Sammlung von Selbstbekenntnissen unternommen: dafür giebt er ihm nun eine Fülle von Rathschlägen, in denen uns wieder die merkwürdig umfassende Gelehrsamkeit des Mannes entgegen tritt. Auch litterarisch ist er wieder in größerer Bewegung; neben den Humanitätsbriefen beschäftigt ihn der letzte Theil der Zerstreuten Blätter, auch hat er wieder eine theologische Abhandlung geschrieben über die Gabe der Sprachen. Aber die Last der Verwaltungsgeschäfte läßt ihn zu dem, was er am liebsten möchte, nicht kommen. „Nach dem dritten Theil der ebräischen Poesie verlangt mich oft sehnlich", schreibt er am 15. November, „vorzüglich des Jesaias und einiger seiner

*) Müller arbeitete damals neben den „Bekenntnissen merkwürdiger Männer von sich selbst" an den „Unterhaltungen mit Serena," von denen die beiden ersten Bände 1793 erschienen. Müller, dem Herder geweissagt hatte, er werde ein Prophet des weiblichen Geschlechts werden, unternahm in diesem Buche den sehr löblichen Versuch, den Frauen eine gesunde Geistesnahrung zu bieten. „Es schmerzte und erzürnte ihn," sagt sein Biograph, „wenn er sah, wie Frauen und Jungfrauen ihre edle Zeit mit Romanleserei oder leerem Geklatsch verbrachten und dadurch für edle hohe ernste Gedanken unempfänglich wurden." Dem entgegen zu arbeiten schrieb er die Serena. „Seine reiche Belesenheit und der feine Sinn für das Zarte, Reine, im besten Sinne Weibliche, der ihn auszeichnete, bot ihm reichen Stoff für seinen Zweck dar," und so wurde das Buch von allen Müller'schen Schriften die bekannteste: 1856 erschien eine vierte Auflage.

Collegen wegen. Aber woher Zeit, mein Lieber? Ich habe mancherlei im Sinne, ich möchte zuweilen nichts als schreiben. Es sind, seit ich nicht mehr predige*), die einzigen Stunden, in denen sich der Geist wirkend fühlet. Außer der theologischen Schrift, die unter der Presse seufzet, liegen noch zwei im Pult, alle zum Neuen Testament gehörig. Zwei andere, die Folge jener, liegen mir im caput, aber ohne Vulcans Axt kommen sie schwerlich heraus." Immerhin fügt er hinzu: „Zwei Theile der Humanität bekommen Sie Ostern und da wird der Herr gewiß sagen, „ich habe mich wiederholet." Solcher Gestalt aber glauben Sie, daß Sie Se. Majestät der König Philippus und ich höchst deroselben unterthänigster Anschreier bin: *ἀνϑρωπος εἰ Φιλιππε*." Aber der Winter drückt wieder gewaltig. „Könnten wir nur, seufzt Caroline am 31. März 1794, einige Wochen in einer schönen Schweizergegend mit Ihnen Beiden verleben! Es ist mir oft sehr düster und gedrückt hinter unserer Kirche und ich sehne mich nach einer Gegend, die meinen schwachen Körper und meine kranke Seele erquicken könnte. Zu einer Einsiedlerin in einem einsamen Thale hätte ich die größte Lust." Er aber klagt in demselben Briefe: „Uebrigens weiß ich nichts zu schreiben. Meine Seele ist so bedrückt und in der Enge, daß ich ohne Worte den 130. Psalm bete." Und nachdem er den lebhaften Wunsch nach Herstellung des Friedens ausgedrückt: „In meinem Gemüth bin ich jetzt, ich möchte sagen, unendlich einsam."

Müller erhielt damals die erste Gelegenheit, Herders thätig dankbar zu werden. Ihr ältester Sohn studierte in Jena; ein zweiter war eben als Oekonom auf eine preußische Domäne gekommen und ein dritter, Wilhelm, sollte Kaufmann werden. Diesem nun hatte Müller zu seiner weiteren Ausbildung in den modernen Sprachen einen Platz in der französischen Schweiz verschafft, ihn auf der Durchreise freundlichst bei sich aufgenommen und dem Vater über den Charakter, den Stand der Bildung des Sohnes eingehend berichtet. Dafür spricht ihm Herder am 12. Mai 1794 seinen herzlichsten Dank aus und die Hoffnung, die Vorsehung werde das Kind ferner wohl leiten. „O wie wenig können Eltern, Lehrer u. s. w. thun, ja wie viel thun sie zu schaden und zu misleiten. Die große Hand muß endlich in's Spiel kommen, zurecht zu rücken und

*) Diese Worte genügen, die im Eingang erwähnte Hettner'sche Meinung zu widerlegen. Wenn Herder über seine geistlichen Berufsgeschäfte klagt, so meint er damit lediglich die äußeren Verwaltungsgeschäfte, das Actenwesen. Die eigentlich geistliche Wirksamkeit war ihm bis zu seinem Ende theuer. Seit 1796 predigte er auch wieder öfter. Hätte Herder so gestanden, wie Hettner meint, so kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß er dann 1789 den Ruf nach Göttingen angenommen haben würde.

den Weg zu zeigen." Dann fährt er fort: „Nun noch ein Wort von mir. Quam longe disto ab ego, möchte ich sagen; o, wie verändert bin ich und wie hat sich die Lage der Dinge um mich verändert, in der Sie mich sahen! Fast keine Gestalt ist mehr dieselbe, fast kein Verhältniß Und ich selbst kenne mich in Vielem selbst nicht mehr. Ich bin erschöpft, angestrengt, leer, voll Sorge, ohne inneren Trieb u. s. w., habe auch fast keinen anderen Trost, als daß ich nicht daran denke, wenn mich nicht die Gedanken beim Schopf ergreifen. Gott wende und kehre Alles zum Besten! Er wird's meiner Kinder wegen thun; er wird sie nicht verlassen, noch versäumen. Vielleicht hilft er auch mir noch auf. Wir wollen hoffen und erwarten, denn „aus der Nacht bricht Morgen." Hier haben Sie einige Gedichte, die mich in den Mitternächten zuweilen sehr erquickt und gestärkt haben."

Diese Worte bedürfen keiner Auslegung: sie zeigen uns einen körperlich, geistig und gemüthlich in gleicher Weise Ermatteten. Nur längere Ruhe, Befreiung von den niederdrückenden Schreibereien, belebender Verkehr, Erleichterung der Sorgen hätten Genesung bringen können; von dem Allen wurde Herder das Gegentheil beschieden. Statt in Gottes Namen die litterarischen Arbeiten, die freilich, seit er nicht mehr regelmäßig predigte, seine einzige Freude waren, noch länger ruhen zu lassen, trieb er einen müden Kopf zu immer neuen Productionen. Die Litteraturgeschichte wird es bei der Beurtheilung derselben schwerlich in Anschlag bringen, daß er eben schreiben mußte, um den Aufwand für drei, bald vier, außerhalb des elterlichen Hauses ihrer Ausbildung nachgehende Söhne bestreiten zu können; aber wenn es sich um die Würdigung des Menschen Herder handelt, darf doch diese harte Noth des Lebens bei ihm so wenig außer Anschlag bleiben, wie bei Lessing, Schiller oder Wieland. Die Consistorial-Sclaverei dauerte bis an sein Ende unverändert fort. Weimar war Herders längst verleidet. Gewiß nicht ohne ihre Schuld. Aber wenn wir in den Schulreden wieder und wieder von der vollständigen Gleichgültigkeit nicht nur des Publikums gegen die wichtigsten Reformen des Unterrichts lesen, sondern auch die Klage durchtönen hören, daß die obersten Staatsbehörden für diese Dinge ebenso wenig Sinn hatten, eine Klage, welcher nach seinem Tode die Wittwe scharfen Ausdruck gab;*) wenn wir bedenken, wie er der Geistlichkeit 1776 durch den

*) Sie schreibt an Müller den 22. Juni 1805 bei Uebersendung der Schulreden, er werde daraus sehen, wie sehr Herder die Bildung der Jugend am Herzen gelegen. „Die zweckmäßigste Einrichtung hiezu noch vor seinem Ende zu gründen, war sein heißester Wunsch. Ach, hiezu war nur weniges Geld nöthig, und niemand reichte es her. Denken Sie sich seine Geduld vom ersten bis zum letzten Jahr, wo der Herzog und seine Rathgeber die Schulen als die untauglichsten Einrichtungen an-

Herzog und Goethe aufgenöthigt war, von Müller im Herbst 1780 hören, daß „noch fast Alle in Weimar ganz gewöhnlich orthodox predigen," dann bei vielfachen Gelegenheiten erfahren, daß seine Reformen im Consistorium durchweg auf hartnäckigen Widerstand stießen; wenn wir das Alles erwägen, so begreifen wir doch, daß auch in den Verhältnissen sehr Vieles lag, was den ruhigsten, gleichmüthigsten Mann verstimmt haben würde. Und welcher Billige möchte nun von einem Mann wie Herder fordern, daß er neben all seinen großen Eigenschaften, neben seinen hohen Gedanken für Hebung von Kirche und Schule auch noch die kleine, aber freilich so wichtige Klugheit besessen hätte, welche in engen Verhältnissen für ein erfolgreiches Wirken unerläßlich ist. In einem bisher nicht bekannten Briefe vom 14. März 1807 schreibt die Wittwe an Müller: „Er besaß nun einmal nicht die Weltklugheit, seine Vorsätze so lange zu verbergen, bis er die Mittel und Werkzeuge dazu präparirt und in Händen hatte. Seine Aufrichtigkeit in Mittheilung seiner Pläne, ehe ein gewisses Terrain dazu da war, gab dem Neid und der List Zeit genug, das Beste zu vereiteln. Freilich war's nur in Weimar möglich, ihn auf diesen Grad so mannigfaltig und so bitter zu kränken."

In allen Aeußerungen der Herderin über die Weimar'schen Verhältnisse finden wir einen auffallend schroffen und herben Ton. Sie war eine bedeutende, durch Verstand und Charakter gleichmäßig hervorragende Frau und mit ihrem Manne durch die innigste Liebe, durch eine seltene Gemeinschaft aller Bestrebungen verknüpft. „Er hat mir," schreibt Müller über seinen ersten Besuch in Weimar, „noch in der letzten Viertelstunde, da ich ihn sah, mit Rührung gesagt, seine Frau habe ihn zum glücklichsten Menschen auf Erden gemacht. Schon so viele Menschen habe er gekannt, aber es sei mit allen nichts, sie sei seine Treue." Die ganze Correspondenz mit Müller ist ein einziger Beweis dafür, daß diese mit so großer häuslicher Last beladene Frau allen Arbeiten und Interessen ihres Mannes mit einer Lebendigkeit und einem Verständniß folgte, wie es unter

---

sahen. In dieser langen Zeit von 27 Jahren hat er bloß durch Einziehung einiger Pfarrstellen und durch einen geringen Beitrag der Landschaft und des Herzogs einen Fonds gewonnen, durch den die Lehrer am Gymnasium und auf dem Lande in ihrer drückenden Armuth verbessert worden sind. In dem Convolut, seine Amtsführung betreffend, finden Sie Vorschläge, wie sehr er die Anstellung eines neuen Professors wünschte, im Jahre 1797. Jetzt, ein Vierteljahr nach seinem Tode, wird der junge Voß zum neuen Professor gemacht. Ich darf nicht daran denken, wie sehr man ihn und das Gute, das er gewollt hat, vernachlässigt und ihn zu Tode gekränkt hat!" Von und an Herder 3,338 f. Die Art, wie Düntzer die Briefe der Wittwe an Müller zusammen geschoben und excerpirt hat, kann schwerlich gebilligt werden. Eine Menge der bedeutendsten Stellen sind weggelassen, viele Briefe fehlen ganz. Ich werde im Folgenden Gelegenheit haben, einiges daraus mitzutheilen.

ähnlichen Umständen gewiß nur sehr selten vorgekommen ist. Es entspricht der strengsten Wahrheit, was sie Müller in einem Brief vom 30. Oktober 1804 schreibt: „Wenn Sie in meinen Briefen Stellen finden, die ein allgemeines Interesse haben, so sind's jedesmal seine Gedanken, die er mir mitgetheilt und die ich Ihnen wieder erzähle. Verändern Sie also nur meinen Styl in den seinigen! Es gehört alles sein, was ich sage und schreibe. Inniger können wohl zwei Seelen nicht mit einander gelebt haben." Aber dieses innige Zusammenleben, wie sehr es Beide förderte und hob, unterwarf auch so zu sagen Beide demselben Verhängniß. Wenn ihn etwas drückte oder verletzte, so war sie in seine Empfindungen so durchaus verflochten, daß sie dieselben, statt zu mildern, abzuleiten, was doch der schöne Beruf der Frau sein sollte, verschärfte. Handelte es sich um schwierige Fragen der Forschung, in denen nur eine hohe wissenschaftliche Intelligenz zum Urtheilen berufen war, so stellte sie sich mit ihrem warmen Herzen auf seine Seite und wußte doch ihre subjective Parteinahme mit so viel scheinbarer Objectivität zu motiviren, daß sie nicht nur seinem Gefühl wohl that, sondern seinen Verstand einnahm. Eine lebhafte, ja leidenschaftliche Art, Alles zu ergreifen, war ihm eigen; die warme Energie, jedes Object mit seinem ganzen Wesen, mit ungetheilter Seele zu durchdringen, bildete seine vornehmliche Stärke; in ihr lag aber von selbst die Gefahr, das subjective Element übermächtig werden zu lassen in der Erkenntniß wie im Handeln, im Urtheilen wie im Empfinden. Es ergiebt sich von selbst, wie verhängnißvoll da das Hinzutreten einer Frau werden konnte, welche mit derselben Energie, mit derselben Art, den ganzen vollen Menschen in allen wichtigeren Momenten einzusetzen, ausgestattet war. Diese Verbindung zweier wesentlich gleichgerichteter Individualitäten erzeugte eine potenzirte Kraft der Bewegung, aber auf falschen Bahnen so gut wie auf richtigen. Sie erzeugte eine imposante Geschlossenheit der sittlichen und geistigen Haltung, festigte jenen herrlichen Muth, mit dem Herder stets bereit war, auch im feindseligsten Wirbel des Zeitstromes die Fahne seiner Ueberzeugung aufzupflanzen, ganz unbekümmert darum, wie die Welt darüber schreie, jene wahrhaft religiöse Hingebung an die Wahrheit, welche bei ihrem Bekenntniß von Rücksichten auf die eigene Person nichts wußte. Aber ein wenig anders gewendet, verwandeln sich alle diese großen Eigenschaften Herders in eben so viele Quellen unerquicklicher Verwirrungen, die Charakterstärke in unnöthige Schroffheit, die Gefühlswärme in krankhafte Reizbarkeit. In der menschlichen Natur, namentlich in der hochbegabten, liegt ja Gutes und Uebles so nah an einander, daß oft ein leiser Hauch genügt, die Keime des Trefflichsten zu sehr häßlichen Gestalten empor zu treiben.

In der Periode von Herders Leben, um welche es sich jetzt handelt, fügte es sich nun, daß die Frau noch mehr als er von körperlicher und geistiger Uebermüdung heimgesucht wurde. Jeder ihrer Briefe aus den neunziger Jahren trägt davon die deutlichsten Spuren. Nach der Geburt des jüngsten Sohnes war ihre frühere Rüstigkeit auf lange gebrochen, und dabei beanspruchte die große Familie ihre Thätigkeit in immer höherem Maße. Sie verlangt nach nichts als Ruhe und Stille, und für sie giebt es nur immer neue Anspannung, neue Sorgen. Denn die Erziehung der Kinder, auch der heranwachsenden Söhne ruht wesentlich auf ihr; das schwierige finanzielle Departement ist ganz ihrer Verwaltung anvertraut. An die Bestrebungen des Mannes mit ganzer Seele geknüpft, ihm auf alle Wege zu folgen gewöhnt, nimmt sie sein Erlahmen mit tiefstem Schmerze wahr, der dadurch nur wachsen kann, daß sie in sich nicht mehr die Kraft fühlt, ihn zu stützen. Aber dieser Schmerz kann in dieser energischen Natur nicht weiche Ergebung werden; er kehrt sich mit scharfen Anklagen gegen die äußeren Umstände, gegen diese und jene Person, welche an des Mannes trauriger Lage die Schuld tragen soll; er spornt zugleich die müde Natur zu immer neuen Anstrengungen an, wodurch dann der Ton des Innern immer schärfer werden muß. Vom Anfang unserer Correspondenz an erscheinen die Beiden in ihren Aeußerungen über Personen und Dinge so, daß sie viel schroffer, schonungsloser spricht als er. Freilich sind es ja, was wir nie vergessen dürfen, die vertraulichsten Briefe, in denen sich die momentanste Stimmung arglos gehen läßt; aber so unverantwortlich es deshalb sein würde, für ein so abgegebenes Urtheil irgend welche Rechenschaft fordern zu wollen, oder es gar, was doch so häufig unbewußt geschieht, auf gleiche Linie mit dem gedruckten Worte zu rücken, das geheimste Seelenleben kommt eben deshalb, nicht etwa in vereinzelten Ausdrücken, aber in dem durchgehenden Ton zum Vorschein.

II.

Man sieht, Frau Caroline war in keiner Weise geeignet, die Noth ihres Mannes in der fraglichen Richtung zu lindern, sie mußte vielmehr seiner gesammten Existenz eine verschärfte pathologische Farbe geben. Und fragen wir nun, ob es in Weimar denn sonst keine freundlichen, heiteren Elemente gab, um dieses verdüsterte Dasein aufzuhellen, so werden wir auf den schlimmsten Punkt geführt. Herder scheint sich am Hofe Carl August's nie sehr behaglich gefühlt zu haben. Im October 1780 äußerte er zu Müller, er habe keinen Wunsch, als vor seinem Ende noch in Ruhe zu kommen und seine Tage in Frieden zu beschließen, auf dem Lande, fern von Fürsten. *) Von den kleinen deutschen Höfen und Residenzen theilt er ungefähr das scharfe, unbedingt verwerfende Urtheil seines Freundes Knebel. Selbst in seinen Schulreden betont er die üblen Einflüsse der kleinen Residenz öfter mit auffallendem Accent. Dazu kam, daß ihm die ganze Localität, die Menschenart gar nicht zusagte. „Die Obersachsen," schreibt Müller in dem vielerwähnten Bericht, doch offenbar aus Herder's Munde, „die Obersachsen sind ein nervenloses und mattes Volk, und alle Mühe vergebens, wie wenn man aus ..... einen Apollo bilden wollte. Die Niedersachsen sind um Vieles besser. Unter den Herren Geistlichen herrscht ein wahrer Pharisäismus. Anfangs wollte sich Herder viel mit ihnen abgeben, aber er sah, daß schlechterdings nichts auszurichten; nun läßt er sie gehen." Ganz Thüringen findet vor Herders Augen wenig Gnade. „Was Sie uns," schreibt er den 30. December 1787, „von Ihrer Reise in Ihrem letzten Briefe schrieben, hat uns sehr ergötzt; in einem Lande läßt sich doch noch wohnen und leben. Aber in Thüringen? Ich will nächstens einen physischen Beweis schreiben, daß

*) Aus den Briefen ließen sich eine Menge Belege beibringen für beider Herder's Abneigung gegen das Hofleben. So schreibt sie zu einer Zeit, wo ihr Mann auf dem besten Fuße mit dem Herzog stand, im Herbst 1785: „Wir haben diesen Sommer ziemlich wohl gelebt. Der Hof war Juni und Juli abwesend in Eisenach zum Landtag gewesen und es ist Jedermann hier wohl gewesen."

Thüringen in keinem der sechs Schöpfungstage erschaffen sei, von denen Gott sagte, daß in ihnen alles gut gerathen sei; das ganze Land ist von späterem Dato und unser Ettersberg das letzte Anspülsel der erschöpften Erde." Aehnliche Aeußerungen kehren öfter wieder.

Unter diesen Umständen war das innige Verhältniß, welches sich seit 1782 zu Goethe herstellte, das größte Glück Herders. Caroline, die noch im August 1782 so schonungslos über den „Herrn von Göthe" geurtheilt hatte (Gelzer S. 99), schreibt ein Jahr später: „Er ist und bleibt ein edler Mensch, und man muß ihn lieben." Einige Monate darauf berichtet sie von angenehmen Abendstunden mit Goethe und Frau v. Stein und bemerkt: „Unser Horizont fängt an heller, sanfter und ruhiger zu werden. Göthe ist herzlich gut gegen meinen Mann, und diese Gemüthsverfassung ist beiden Balsam auf's geknickte Herz — denn Göthe leidet noch mehr als mein Mann." Am 12. December 1784 heißt es: „Göthe macht uns je länger je glücklicher durch seine große Seele und sein brüderliches Herz; dies ist neben unserm lebendigen Reichthum im Haus das Beste, was wir haben." Ungefähr ein Jahr später schreibt sie in demselben Ton: „Göthe war mit in Eisenach, den haben wir aber sehr vermißt; er ist uns jetzt das Liebste, was wir hier haben." Noch herzlicher äußert sie sich im Februar 1787: „Daß unser Göthe in Rom ist, wissen Sie. Er ist dort sehr glücklich und hatte diese Erholung seines Geistes nöthig. Wie einsam sind wir aber seit seiner Abwesenheit! Unser ganzes Leben theilten wir nur mit ihm und wußten's nicht anders, da er auch so mit uns lebte. Er ist einer der wenigen Sterblichen, der die Weisheit des Lebens gelernt und mit dem man so gern Eines Trittes den Weg wandelt." Aus anderer Quelle wissen wir, daß sich Goethe während Herders italienischer Reise der Frau auf das freundlichste annahm; als im Frühling 1789 der abermals wiederholte Ruf nach Göttingen eine große Krisis brachte, in der wesentlich Frau Caroline für Weimar entschied, berichtet sie dem Freunde: „Göthe hat sich auch jetzt wieder als unser treuester Freund gezeigt."

Hätte dieses Verhältniß dauern können, so würde Herder nie so tief in Bitterkeit versunken sein, wie es seit der Mitte der neunziger Jahre geschah. Aber in den Naturen beider Männer und in vielen äußeren Umständen lagen Trennungsmomente, welche sie langsam, aber unaufhaltsam auseinander rückten und schließlich sogar scharf gegen einander stellten. Goethe konnte unmöglich an der Stimmung des Herder'schen Hauses, wie sie sich in den vorhin mitgetheilten Briefen ausspricht, Freude finden, und wenn wir ihn auch noch lange an den alten Freund vertrauliche Worte richten hören, so spüren wir doch, daß er ganz leise

ferner rückt. Herder seinerseits war von manchem in und an Goethe seit der Rückkehr aus Italien unangenehm berührt. Das Verhältniß zur Vulpius konnte ihn unmöglich freuen; die ganze Sinnesart Goethe's in diesen Dingen war ihm fremd. Und je mehr Krankheit und Geschäftslast ihn in sich zurückführten und zu strengeren Urtheilen disponirten, desto weniger fühlte er sich aufgelegt, über die Schwächen des Freundes schonend wegzusehen. Mit jedem Jahr verschärft sich in den Briefen an Müller das Urtheil über den Ton der Weimarschen Gesellschaft, über „den Ton unserer großen Geister." Die Eltern halten es im Herbst 1794 für nöthig, auch ihren Sohn August nach der Schweiz zu schicken, um ihn den üblen Einflüssen Weimars zu entrücken; eben diesen August hatte Goethe nahe an sich gezogen. Aber Caroline findet, daß in dem Kreis, in dem ihr Sohn so gern gewesen, ein „ganz anderer Geist herrsche als des Vaters Gesinnungen." Eine streng sittliche Auffassung des Lebens, die auch in Herders Schulreden immer nachdrücklicher, gelegentlich, wie dann das wohl ihre Art ist, auch mürrischer hervortritt, hat ihn thatsächlich schon von Goethe's künstlerischer Weltanschauung geschieden, als sie äußerlich noch auf dem früheren Fuß neben einander hergehen.

Diese Scheidung zu beschleunigen und zu verschärfen konnte nichts geeigneter sein als die in eben dieser Zeit sich bildende Freundschaft zwischen Goethe und Schiller. Denn ganz abgesehen davon, daß neben diesen beiden ein dritter von Herders Bedeutung überhaupt keinen Raum hatte, so gab es zwischen Herder und Schiller eigentlich nichts als Gegensätze. Der weite Horizont des Goethe'schen Genius umfaßte auch das, was Herder eigenthümlich war; Goethe konnte mit ihm manches Jahr innige Freundschaft pflegen, wie Herder bei Goethe immer eine Menge Punkte traf, durch welche er sich warm angezogen fühlte. Schillern ist die Herder'sche Natur sicher immer ganz fremdartig erschienen, und auf der anderen Seite mußte sich Herder durch Alles, was Schiller charakterisirte, abgestoßen fühlen. So sehr er das Griechenthum liebte, so fern stand er dem ausschließenden Hellenismus Schillers; so energisch er das Christenthum mit der rein menschlichen Entwickelung der Geschichte in Einklang zu bringen strebte, so nachdrücklich behauptete er es als ein unentbehrliches Moment dieser Entwickelung, wovon Schiller nichts sah. Arbeitete der Eine immer auf die deutlichste Präcision des Begriffs und die schärfste Absonderung in Erkennen und Sein, so lebte der Andere in der weitesten Totalität und betonte das Zusammenstimmen von Denken, Empfinden und Handeln. Der Eine gab nichts in die Oeffentlichkeit, das er nicht mit der feinsten Feile behandelt, der Andere schüttelte namentlich in den neunziger Jahren mehrfach ein recht locker gefügtes, flüchtig ge-

dachtes und noch flüchtiger ausgeführtes Material in seinen weiten, formlosen Sammlungen aus. Welch ein Abstand zwischen dem, was Goethe und Schiller in herrlichem Verein seit 1794 schaffen, und dem, was Herder seinem geplagten Dasein und schwer gedrückten Wesen mühsam abringt! Die beiden schreiten auf den lichten Höhen des Schönen, jeden Augenblick von den reichsten Aussichten in ein immer sich erweiterndes Gebiet überrascht; er, der Einsame, arbeitet unten in der gemeinen Wirklichkeit, dann und wann einen verschleierten Blick in das Reich der Ideen zu thun.

Aber so hart dieses Mühen ist, in uns inniges Mitgefühl erregt, so lebhaft offenbar Herder selbst das Gefühl hatte, mit erlahmenden Kräften kaum über die Erde sich zu heben, während Jene im reinen Aether schwebten, das Menschenwesen hat für jedes Ringen Raum und Lohn. Niemand wird die Humanitätsbriefe oder die Adrastea neben dem nennen, was Goethe und Schiller gleichzeitig schufen; wer aber deshalb durchweg eine unbedingte Inferiorität Herders annimmt, ihn wie einen Invaliden aus den Reihen der deutschen Geisteskämpfer meint ausscheiden zu müssen, der befindet sich meines Erachtens im Irrthum. Was Herder immer mehr von der herrschenden Kunstrichtung abzog, das war durchaus nicht nur Verstimmung oder Verkennung ihres hohen Werthes, es war ebenso Einsicht in ihre wahren Schranken und ein Verständniß für die Ansprüche der Zeit, das wir bei Goethe und Schiller vergeblich suchen. Herder verwirft die ästhetische Abstraction, in der diese beiden die Kunst von Allem emancipirten, was das ethische Bewußtsein und die lebendige Wirklichkeit jedem Sterblichen auferlegt. Wie jede Zerreißung der ganzen Menschennatur, wie die kritische Absonderung des Gedankens von der Welt der Erfahrung, so erscheint ihm auch die ästhetische Selbstgenügsamkeit, in die unsere beiden großen Dichter damals sich vergruben, als eine Abirrung von dem Wege wahrer, voller Humanität. Als eine um so verderblichere Verirrung, als er in den ernsten Zeichen der Zeit die dringendste Mahnung erblickt, die ganze Menschenkraft in starker, sittlicher Spannung zu halten.

Nachdem wir aus den Aeußerungen gegen Müller längst entnommen haben, daß Herder mit Goethe durch nichts mehr wahrhaft verknüpft ist, erfahren wir aus dem bekannten Briefe Herders an die Gräfin Baudissin*) zuerst in klarem Ausspruch, was ihn denn von Goethe scheidet. Er habe, meldet er, dem Dichter des Wilhelm Meister über die veränderte Gestalt seines Romans Vorstellungen gemacht, Goethe sei aber bei seinem

*) Aus Herder's Nachlaß 1,20 f.

Sinn geblieben;*) die Partie, worin die Philine vorkomme, habe er im Manuscript gar nicht gelesen. „Ueber alles dieses, fährt er fort, denke ich wie Sie und jedes feine moralische Gefühl, dünkt mich, fühlt ebenso. Goethe denkt hierin anders; Wahrheit der Scenen ist ihm alles, ohne daß er sich eben um das Pünktchen der Wage, das auf's Gute, Edle, auf die moralische Grazie weiset, ängstlich bekümmert. Im Grunde ist dies der Fehler bei mehreren seiner Schriften. Er hat sich also auch ganz von meinem Urtheil weggewandt, weil wir hierinnen so verschieden denken. Ich kann es weder in der Kunst noch im Leben ertragen, daß dem, was man Talent nennt, wirkliche, insonderheit moralische Existenz aufgeopfert werde, und jenes alles sein soll. Die Mariannen und Philinen, diese ganze Wirthschaft ist mir verhaßt; ich glaube, der Dichter habe sie auch verächtlich machen wollen, wie vielleicht die Folge zeigen wird. Es ist aber schlimm, daß er diese Folge nicht mitgab, und den ersten Theil hinstellte. Aber auch hierinnen handelte Goethe nach seinem Willen. Wie die Folge auch sein mag, so bleibt dem Helden des Stücks immer sein Flecken; seine erste Liebe ist — auf welch' ein Geschöpf geworfen! Machen Sie mir also keine Vorwürfe, liebe gnädige Gräfin. Es kann niemand mehr gegen diese Vorstellungsart haben als ich, da ich in mehreren Verhältnissen wirklich darunter leide. Vielleicht an keinem Orte Deutschlands setzt man sich über zarte moralische Begriffe, ich möchte sagen, über die Grazie unserer Seele, in manchem so weit weg, als hier, und damit entgeht dem armen Menschen der größte Reiz seines Lebens und es erklingen sehr falsche Dissonanzen."

Dieser Brief gilt in unseren Büchern für einen schlagenden Beweis der ästhetischen Enge Herders; ich wage ihn für einen erfreulichen Beweis seiner sittlichen Gesundheit zu halten und zu behaupten, daß das, was unserer Nation gute Kraft ausmacht, in diesem Falle weit mehr auf Herders Seite steht als auf der Schillers, der Wilhelm Meister damals in jeder Rücksicht nicht genug bewundern konnte, wovon er freilich, als er die reine Schönheit von Hermann und Dorothea vor sich hatte, etwas zurück kam.

„Wie kommt es, mein Freund, schrieb Herder in den „Briefen zu Beförderung der Humanität," daß unsere Poesie, verglichen mit der Poesie älterer Zeiten, an öffentlichen Sachen so wenig Theil nimmt? Die Poesie der Hebräer in den heiligen Büchern ist ganz patriotisch; die Poesie der

*) Ende 1790 war er ihm, als Herder die Publication der Römischen Elegien widerrieth, „blindlings gefolgt," wie er an Knebel schreibt. Als sie später in den Horen erschienen, fand doch auch Schiller aus Rücksicht auf die Decenz gewisse Ausscheidungen nöthig.

Griechen nach ihren Hauptarten nahm in den besten Zeiten sehr vielen Antheil an öffentlichen Begebenheiten und Geschäften. . . . Mehrere tapfere Gedichte auch aus unserem Vaterlande von Luther, Opitz, Logau, und nach einem großen Sprunge der Zeiten von Kleist, Gleim, Uz, Klopstock, Stolberg, Bürger u. a. sind uns in Herz und Seele geschrieben; ist diese Muse anjetzt entschlafen? Oder hat sie, wie Baal, etwas anderes zu schaffen, daß sie vom Geiste der Zeit nicht erweckt, das Geräusch um sich her nicht höret? Mich dünkt, so ist es; sie hat etwas anderes zu schaffen: schlagen Sie darüber die neueren Dichter nach. Und doch erwarten wir, wenn wir von einem neuen Dichter hören, zuerst und vor Allem ein Wort des Herzens zum Herzen, einen Laut der allgemeinen Stimme, des Wunsches und Strebens der Nationen, den Hauch und Nachklang des mächtigen Zeitgeistes. . . . Oft beunruhigen mich in meiner Einsamkeit die Schatten jener alten mächtigen Dichter und Weisen. Jesaias, Pindar, Alcäus, Aeschylus stehen als gewaffnete Männer vor mir und fragen: „was würden wir in euren Zeiten gedacht, gesagt, gethan haben?" Luthers edler Schatten schließet sich an sie an, und wenn die Erscheinung vorüber ist, finde ich um mich Oede. Gewiß, meine Freunde, wir wollen auf alles merken, was uns der göttliche Bote, die Zeit, darbeut. Keiner ihrer edlen Laute soll uns entschlüpfen." Im folgenden Stücke hob er zwar die entgegenstehenden Bedenken hervor, meinte: „nach unserer Lage der Dinge halte ich das zu nahe, zu starke Theilnehmen der Dichter an politischen Angelegenheiten beinahe für schädlich . . . also bleibe die Poesie in ihrem reinen Aether, der Sphäre der Menschheit;" schloß jedoch mit dem Satz: „das aber glauben Sie, daß die Poesie als eine Stimme der Zeit unwandelbar dem Geiste der Zeit folge."

Solche Ansichten liefen nun schnurstracks gegen das ästhetische Programm Schillers. Als diesem Herder im Herbst 1795 für die Horen einen Aufsatz über die nordische Mythologie geschickt hatte, antwortete ihm Schiller: „Gibt man Ihnen die Voraussetzung zu, daß die Poesie aus dem Leben, aus der Zeit, aus dem Wirklichen hervorgehen, damit eins ausmachen und darin zurückfließen muß und (in unseren Umständen) kann, so haben Sie gewonnen; denn da ist alsdann nicht zu läugnen, daß die Verwandtschaft dieser Nordischen Gebilde mit unserem Germanischen Geiste für jene entscheiden muß. Aber gerade jene Voraussetzung läugne ich. Es läßt sich, wie ich denke, beweisen, daß unser Denken und Treiben, unser bürgerliches, politisches, religiöses, wissenschaftliches Leben und Wirken wie die Prosa der Poesie entgegen gesetzt ist. Diese Uebermacht der Prosa in dem Ganzen unseres Zustandes ist, meines Bedünkens, so groß und so entschieden, daß der poetische Geist, anstatt darüber Meister zu

werden, nothwendig davon angesteckt und also zu Grunde gerichtet werden müßte. Daher weiß ich für den poetischen Genius kein Heil, als daß er sich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurückzieht und anstatt jener Coalition, die ihm gefährlich sein würde, auf die strengste Separation sein Bestreben richtet. Daher scheint es mir gerade ein Gewinn für ihn zu sein, daß er seine eigne Welt formiret und durch die Griechischen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden und idealischen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beschmutzen würde."

Schiller wollte damals diese Theorie nicht nur für den Dichter aufstellen. In seinem Programm der Horen sagte er bekanntlich, die Zeitschrift werde „sich über alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl philosophischen Untersuchungen, als poetischen und historischen Darstellungen offen stehen. Alles was entweder blos den gelehrten Leser interessiren, oder was blos den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschlossen sein; vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht." Als ihm Jacobi darauf die Bemerkung machte: „diese Einschränkung, im strengsten Sinne genommen, wäre zu hart für den Philosophen, der es im vollen Ernste ist; denn worauf kann dieser sich am Ende überall beziehen wollen, wenn nicht auf Staatsverfassung und Religion?" da lautete die Antwort Schillers, die Frage, wie weit sich das auf politische Gegenstände gelegte Interdict erstrecke, werde durch das erste Stück der Horen erwiedert sein. „Sie finden, daß wir dem philosophischen Geist keineswegs verbieten, diese Materie zu berühren, nur soll er in den jetzigen Welthändeln nicht Parthei nehmen und sich jede bestimmte Beziehung auf irgend einen particulären Staat und auf eine bestimmte Zeitbegebenheit enthalten. Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Worts der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein."*)

Ueber den großen Irrthum, welcher in den angeführten Sätzen einen so schroffen Ausdruck fand, etwas zu sagen ist heute nicht nöthig. Eine unbefangene Betrachtung der eigenthümlichen, wesentlich abnormen Verhältnisse, unter denen unsere großen Männer damals lebten, macht nicht nur begreiflich, wie sie zu solchen fast in aller Geschichte unerhörten Ansichten kamen, sondern führt beinahe zu der Meinung, es sei ein Glück

---

*) Jacobi's auserlesener Briefwechsel. 2, 196.

für uns, daß unsere größten Geister so irrten. Denn darüber wird sich wohl Niemand täuschen können, daß der lebendigste, thätigste Patriotismus unserer Dichter das jähe Niedersinken des alten Reichs nicht gehindert, wohl aber das Verweilen des Geistes in der rettungslosen Misere des Tages ihren hohen Flug gehemmt und die unsterblichen Werke verkümmert haben würde, die den Deutschen ein theurer Schatz sein werden, solange sie sind. Ein großer Irrthum war diese Goethe-Schiller'sche Weltanschauung jedoch nichtsdestoweniger, eine Verkennung nicht allein des sittlichen Moments, sondern des tiefsten Grundes jener Humanität, nach der sie so heiß rangen, und der Mann, welcher diesen Irrthum aufdeckte, von ihm fortstrebte, verdient unseren Dank, unsere Bewunderung, wenn er auch von den Fesseln einer widrigen Zeitrichtung sich nicht vollständig, consequent loszumachen und die Lehre einer neuen Epoche mit sieghafter Macht zu verkündigen vermochte.

Das soll doch nicht etwa Herder gethan haben? wird man mir einwerfen. Lesen wir denn nicht in allen Büchern, daß Herder einer der eifrigsten, hartnäckigsten Repräsentanten jenes luftigen Kosmopolitismus gewesen ist, welcher unser Volk damals entnervte? hat nicht Gervinus (5, 344 f.) nachgewiesen, daß Herder in dieser Richtung der allergrellste gewesen sei, daß er schon in früher Jugend (in der 1765 geschriebenen Abhandlung: „Haben wir noch das Publicum und Vaterland der Alten?") den Satz aufgestellt habe, an dem Wahne des Vaterlandes seien Griechenland, Judäa und Rom untergegangen und daß er „diesen Ansichten immer treu geblieben" sei? Und hat nicht Koberstein neuerdings diesen Nachweis von Gervinus adoptirt und approbirt (S. 2532) und alle unsere modernsten Litterarhistoriker dasselbe Urtheil gefällt?

In der That, so ist es. Wie man aber dazu gekommen, so zu schreiben, das, in der That, begreife ich nicht. Man könnte es sich vielleicht daraus erklären, daß der von Goethe und Schiller abgekehrte Herder für einen Verirrten, mehr oder weniger Verkommenen gegolten habe, um dessen Aeußerungen sich genau zu kümmern nicht recht der Mühe verlohne. Denn ein einigermaßen sorgfältiges Studium der Schriften seines letzten Jahrzehnts müßte das gerade Gegentheil ergeben haben. Aber diese Erklärung reicht nicht aus. Denn eben jene Jugendschrift, in welcher Gervinus einen so schlimmen Beweis der Herder'schen Vaterlandslosigkeit gefunden haben will, ist das nachdrücklichste, beredteste, Document deutschen Patriotismus, das ich mir in jenen Zeiten überhaupt denken kann. Allerdings sagt Herder in dem zweiten Abschnitt seiner Untersuchung:*)

*) Werke zur Philos. u. Gesch. 13, 304.

„In die Zeiten Griechenlands oder Roms sich zurückwünschen wäre thöricht; diese Jugend der Welt, so wie auch das eiserne Alter der Zeiten unter Roms Herrschaft ist vorüber; schwerlich dürften wir, wenn auch ein Tausch möglich wäre, in dem was wir eigentlich begehren, bei dem Tausche gewinnen." Aber er fährt fort: „Wir wollen also aufsuchen, was wir am Vaterlande achten und lieben müssen, damit wir es würdig und rein lieben." Nicht der Stolz auf vergangene Größe und Auszeichnung sei es, der die Brust schwellen müsse. „Wer sich einbildet, von Hause aus tapfer, edel, bieder zu sein, kann leicht vergessen, sich als einen solchen zu zeigen. Er versäumt nach einem Kranze zu ringen, den er von seinen Urahnen an schon zu besitzen glaubet. In solchem Wahn von Vaterlands-, Religions-, Geschlechts-, Ahnenstolze ging Judäa, Griechenland, Rom, ja beinahe jede alte, mächtige oder heilige Staatsverfassung unter.*) Nicht was das Vaterland einst war, sondern was es jetzt ist, können wir an ihm achten und lieben. Dieß also kann, außer unsern Kindern, Verwandten und Freunden, nur seine Einrichtung sein, die gute Verfassung, in welcher wir mit dem, was uns das Liebste ist, gern und am liebsten leben mögen. Physisch preisen wir die Lage eines Orts, der bei einer gesunden Luft unserm Körper und Gemüth wohlthut; moralisch schätzen wir uns in einem Staate glücklich, in dem wir bei einer gesetzmäßigen Freiheit und Sicherheit vor uns selbst nicht erröthen, unsere Mühe nicht verschwenden, uns und die Unsrigen nicht verlassen sehn, sondern als würdige, thätige Söhne des Vaterlandes jede unserer Pflichten ausüben und solche vom Blicke der Mutter belohnt sehen dürfen. Griechen und Römer hatten Recht, daß über das Verdienst, einen solchen Bund gestiftet zu haben, oder ihn zu befestigen, zu erneuen, zu läutern, zu erhalten, kein anderes menschliches Verdienst gehen. Für die gemeinschaftliche Sache nicht der Unsern allein, sondern der Nachkommenschaft und des gesammten, ewigen Vaterlandes der Menschheit zu denken, zu arbeiten und (großes Loos!) glücklich zu wirken: was ist hiegegen ein einzelnes Leben, ein Tagewerk weniger Minuten und Stunden? Jeder, der auf dem Schiff in den fluthenden Wellen des Meeres ist, fühlet sich zum Beistande, zur Erhaltung und Rettung des Schiffs verbunden. Das Wort Vaterland hat das Schiff am Ufer flott gemacht; er kann, er darf nicht mehr im Schiff, als wär' er am Ufer, müßig dastehen und die Wellen zählen. Seine Pflicht ruft ihn (denn alle seine Gefährten und Geliebten

*) Dies ist der Satz, welcher Gervinus zu seinem Irrthum verleitete, was nur so etwa erklärt werden kann, daß er sich denselben einmal allein für sich und zwar ungenau notirt hatte und dann später darauf hin, ohne irgend eine Erinnerung an den Gesammtinhalt des Aufsatzes, sein Urtheil fällte.

sind mit ihm im Schiffe) daß, wenn ein Sturm sich empört, eine Gefahr droht, der Wind sich ändert, oder ein Schiff hinanschleudert, sein Fahrzeug zu übersegeln, seine Pflicht ruft ihn, daß er helfe und rufe. Leise oder laut, nachdem sein Stand ist, dem Bootsknecht, Steuermann oder dem Schiffer; seine Pflicht, die gesammte Wohlfahrt des Schiffes ruft ihn. Er sichert sich nicht einzeln; er darf sich nicht in den Kahn einer erlesenen Ufergesellschaft, der ihm hier nicht zu Gebot stehet, träumen; er legt Hand an's Werk, und wird, wo nicht des Schiffes Retter, so doch sein treuer Fahrgenoß und Wächter. Woher kam es, daß manche einst hochverehrte Stände allmälig in Verachtung, in Schmach versanken und noch versinken? Weil keiner derselben sich der gemeinen Sache annahm, weil jeder als ein begünstigter Eigenthums- oder Ehrenstand lebte; sie schliefen im Ungewitter ruhig wie Jonas, und das Loos traf sie wie Jonas. O daß die Menschen bei sehenden Augen an keine Nemesis glauben! An jeder verletzten oder vernachlässigten Pflicht hängt nicht eben eine willkürliche, sondern die nothwendige Strafe, die sich von Geschlecht zu Geschlecht häufet. Ist die Sache des Vaterlandes heilig und ewig, so büßet sich seiner Natur nach jedes Versäumniß derselben und häuft die Rache mit jedem verdorbenen Geschäft oder Geschlechte. Nicht zu grübeln hast du über dein Vaterland: denn du warst nicht sein Schöpfer; aber mithelfen mußt du ihm, wo und wie du kannst, ermuntern, retten, bessern, und wenn du die Gans des Capitoliums wärest."

Aber, sagt man vielleicht, das ist ja doch nur eine ganz abstracte Erörterung allgemeiner vaterländischer Pflichten; von deutschem Patriotismus ist doch darin nichts zu spüren. Allerdings in dem angeführten Satze nicht, der hier mitgetheilt werden mußte, um dem Leser das kaum Glaubliche nachzuweisen, daß ein Mann wie Gervinus eine so absolut klare Auseinandersetzung so mißverstehn konnte oder vielmehr durch einen Gedächtnißfehler für das Gegentheil von dem anrufen, was sie sagt; aber die unmittelbar folgenden Sätze und der ganze im ersten Abschnitt entwickelte Gedanke von der Nothwendigkeit, deutsche Sprache, deutsche Bildung zu heben, geltend zu machen, zu befreien von unwürdiger Sklaverei, in den Deutschen ein Nationalbewußtsein zu wecken, ein starkes Zusammenwirken für die gemeinsamen Aufgaben, das alles ist so wahr gedacht und so warm gesagt, daß ich nicht wüßte, was unser allerjüngster Patriotismus daran aussetzten könnte.

Und wesentlich derselbe Gedanke, den hier Herder mit ein und zwanzig Jahren entwickelt, zieht sich wie ein rother Faden durch die Schriften des Fünfzigers, vor Allem durch die Humanitätsbriefe, in denen Gervinus den Beweis gefunden haben will, daß Herder der Ansicht,

Griechenland, Judäa und Rom seien an dem Wahne des Vaterlandes untergegangen, immer treu geblieben. Speciell wird dafür der in der vierten Sammlung 1794 erschienene Aufsatz über Realis de Vienna (Gabriel Wagner) angerufen. Nachdem Herder, sagt Gervinus, aus diesem merkwürdigen Schriftsteller die schönsten und wahrsten Urtheile über Deutschland, über der Deutschen verkehrte Bescheidenheit, unwürdige Nachäfferei der Fremden, namentlich der Franzosen mitgetheilt, lasse er sich folgendermaßen hören: „Man sagt gewissen Landsleuten nach, daß, ehe sie ihre Landsmannschaft nennen, sie ein Entschuldigungskompliment vorbringen, daß sie die sind, die sie sind. Unser Autor wird dies für niederträchtig halten; wenn es indeß gegen stolze Nationalverwandte gesagt würde, so möchte hinter dieser Demuth ein Spott liegen, dem ich fast beiträte. Unter allen Stolzen halte ich den Nationalstolzen, sowie den Geburts- und Adelstolzen für den größten Narren.“ An diese Citation knüpft dann Gervinus eine Betrachtung, die mir früher immer ausnehmend wohl gethan hat. „Das thut weh, sagt er, wenn sich ein Mann wie Herder auch nur im Spotte „leider oder mit Respect zu sagen“ zu einem Deutschen erklären möchte, auch nur fast Lust hätte sich zu erklären,“ woran sich dann ein warmer Erguß über Herders schlimme Verkennung dessen, was das Vaterland für jeden Menschen bedeute, anschließt. Seltsamer Weise hat Gervinus den Herder von 1794 nicht viel weniger mißverstanden als den von 1765. In der irrigen Meinung, der junge Herder habe den Patriotismus für einen verderblichen Wahn erklärt, nimmt er bei dem Gealterten rasch dasselbe an. In Wirklichkeit verhält es sich so, daß Herder in drei verschiedenen Abschnitten von Realis de Vienna spricht, in den beiden ersten dessen Sätze vom Werth der Nationen und vom verkannten Werth der Deutschen im Ton der Zustimmung, mit der Absicht, sie dem Leser als die merkwürdige Mahnung eines Vorfahren einzuschärfen, mittheilt, im dritten Abschnitt aber unter der Ueberschrift „eine Meinung über die vorige Meinung“ die Gegenseite hervorkehrt. Und da findet sich denn allerdings der von Gervinus angeführte Satz, der in diesem Zusammenhange natürlich einen ganz andern Eindruck macht. Herder fährt fort: „Was ist Nation? Ein großer, ungejäteter Garten voll Kraut und Unkraut. Wer wollte sich dieses Sammelplatzes von Thorheit und Fehlern so wie von Vortrefflichkeiten und Tugenden ohne Unterscheidung annehmen? Lasset uns, so viel wir können, zur Ehre der Nation beitragen; auch vertheidigen sollen wir sie, wo man ihr Unrecht thut: sie aber ex professo preisen, das halte ich für einen Selbstruhm ohne Wirkung.“ *)

*) Ganz derselbe Gedanke kehrt in einem in den „Erinnerungen“ (3, 175) mitgetheilten Entwurf über die Stellung der deutschen Nation unter den Völkern Europas wieder.

Der Sinn dieser Worte ist, denke ich, klar genug. Nachdem Herder die scharfen, schneidenden Worte des alten Gabriel Wagner aus der Vergessenheit geweckt und seinen Landsleuten in die Seele gerufen, konnte er nach seiner Auffassung nicht anders, als auch die andere Seite geltend machen. Es wäre auch sehr verkehrt gewesen, einem ganz kosmopolitischgesinnten, gegen alle vaterländischen Dinge gleichgültigen Publicum einen exclusiven Patriotismus zu predigen; wie er selber die Deutschen nur als eine Nation neben anderen sah, mit dem vollen Recht, in ihrer Selbständigkeit, Eigenthümlichkeit geachtet zu werden, aber auch mit der Pflicht, Andere ebenso zu achten; wie seine ganze Anschauung darin culmininirt, daß das freie Nebeneinanderwirken der mannigfaltigsten Nationalitäten die Grundbedingung menschlicher Cultur sei und nicht nur jede Vergewaltigung, sondern auch jede selbstgefällige Verkennung einer Nation durch die andere den Baum der Menschheit wesentlich schädige, so ergab sich ihm jene Einschränkung ganz von selbst. Aber aus eben jener Ansicht von dem Beruf der Völker folgt mit Nothwendigkeit die Forderung, daß jedes Volk den ihm angewiesenen Platz wirklich ausfülle, die ihm verliehenen Gaben energisch entwickele, seine Stimme im großen Concert der Menschheit nachdrücklich geltend mache. Und da nun die Deutschen in dieser Geltendmachung ihres nationalen Berufs nicht nur hinter Griechen und Römern, sondern auch hinter Franzosen, Engländern und Italienern während der letzten Jahrhunderte sehr bedauerlich zurück geblieben seien, so hat der Humanitätsprediger kein wärmeres Anliegen, als sein Volk aus diesem Schlummer zu wecken, es in den verschiedensten Tönen anzuspornen, daß es sich aufraffe und den anderen Völkern als ein Ebenbürtiger zur Seite trete. Freilich ist Herder die Menschheit höher als die einzelne, auch als die eigene Nation — wollen wir ihn darum tadeln? — freilich sieht er seine Nation immer nur als Glied der Menschheit, oft nur als ihre abhängige Dienerin; freilich kennt er jene Form des thätigen, ganz und gar dem theuren Lande der Väter hingegebenen Patriotismus nicht, die nur dann möglich ist, wo ein Volk wirklich für seine gemeinsamen Güter in Thätigkeit kommt, nicht jene gewaltige Empfindung, welche bei Einzelnen 1807 erwachte, einen Theil unseres Volkes 1813 zu rühmlichsten Thaten führte, uns Alle 1870 empor riß. Gewiß nicht. Der Ton Arndts und Körners war ihm unbekannt, natürlich; wie würde er sich auch in den neunziger Jahren ausgenommen haben! Aber was die Natur seiner Zeit

---

Der Eingang lautet: „Nationalstolz ist ungereimt, lächerlich und schädlich. Aber Liebe zu seiner Nation ist Pflicht eines jeden. Zu ihr gehört Nationalehre: daß man seine Nation nicht verachte — sie nicht verkleinern lasse, sondern vertheidige — selbst zu ihrer Ehre und zu ihrem Wohl sein Nützliches beitrage.“

überhaupt zuließ, das that er mit voller, redlicher, unermüdeter Hingebung, um sein Volk an seine Pflicht zu mahnen.

Wo man auch die Humanitätsbriefe aufschlage, wird man diesem patriotischen Streben begegnen. Gleich der erste Aufsatz beschäftigt sich mit Benjamin Franklin, der unser Vorbild sein solle als „der Menschheit Lehrer, einer großen Menschengesellschaft Ordner." Die darauf folgende Besprechung von Schlichtegrolls Nekrolog giebt Herder Anlaß, das Schicksal so vieler verdienten Deutschen in Gegensatz zu dem großen Lebensgang des Amerikaners zu stellen. „Welch eine niederschlagende Erinnerung, ruft er, giebt uns das Leben der Meisten! Arm geboren, fleißig, redlich, eines Theils Talent- anderen Theils Verdienstreich kamen sie nicht weiter, als daß sie ihr Leben entweder mühsam durchlebten, oder in der Hälfte desselben fast unbemerkt niedergingen und starben." Aber was ihnen das Leben versagt, sollte wenigstens nach ihrem Ende eine dankbare Nachwelt möglichst gut zu machen suchen. „Deutschland weinet um manche seiner Kinder; es ruft: sie sind nicht mehr, sie gingen gekränkt, beistand- und trostlos unter. Hier also auf dem Grabe des Verstorbenen, als auf einer heiligen Freistätte, müssen Wahrheit und Menschlichkeit ihre Stimmen erheben und sprechen: „Dieser Mann ward unterdrückt, jener gemißbraucht, dieser verlockt und gestohlen. Ohne Recht und Urtheil schmachtete er viele Jahre im Felsenkerker; das Auge seines Fürsten weidete sich an ihm; seine späte Entlassung ward Gnade, und nie bekam er die Ursache seines Gefängnisses zu wissen, bis an den Tag seines Todes."*) Wahre Begegnisse dieser Art müßten von Munde zu Munde, von Tagebuch zu Tagebuch fortgepflanzt werden: denn wenn Lebendige schweigen, so mögen aus ihren Gräbern die Todten aufstehen und zeugen." Er wisse wohl, wie schwer das Alles, zumal in Deutschland auszuführen sei; aber trotzdem sollte Mösers patriotische Phantasie „Aufmunterung und Vorschlag zu einer westfälischen Biographie" in einem weiteren Umfange erfüllt werden, damit, „wenn sonst nirgend, wenigstens auf einem Gottesacker die verdienten Männer mehrerer und aller deutschen Provinzen sich zusammen fänden, und endlich doch in der Erde sich als Landsleute, als Brüder, als Mitarbeiter an Einem Werk des Menschenberufs erkennten." Aber Herder wünscht noch eindringlicher zu reden und läßt deshalb ein Gedicht von Uz folgen „der Patriot," dessen Sinn gleich die ersten Verse deutlich ankündigen:

Von allen Helden, die der Welt
Als ewige Gestirne glänzen,
Durch alle Gegenden bis an der Erde Gränzen,
O Patriot, bist Du mein Held.

---

*) „Eine sehr bekannte deutsche Geschichte, über welche jetzt der zweite Theil von Schubarts selbst geschriebenem Leben Auskunft giebt."

Der Du, von Menschen oft verkannt,
Dich ganz dem Vaterlande schenkest,
Nur seine Leiden fühlst, nur seine Größe denkest,
Und lebst und stirbst für's Vaterland.

Es ist gewiß kein hoher poetischer Schwung in diesem Liede, aber (und darauf kommt es hier an) sein Inhalt kehrt sich mit größter Bestimmtheit gegen eben jene kosmopolitischen Tendenzen, welche Herder Schuld gegeben werden, und spricht die von jener Zeit und ihren größten Männern so schwer verkannte Wahrheit nachdrücklich aus: „Des Bürgers Glück blüht mit dem Staat, und Staaten blühn durch Patrioten." Nachdem es an Roms Beispiel gezeigt, wie dasselbe groß gewesen „so lang' für's Vaterland der Bürger Liebe wachte," wie es kläglich gesunken, als den Parteien „ein patriotisch Herz gebrach," läßt es der ewigen Stadt Schutzgeist die Mahnung aussprechen:

Daß dieser Fall der großen Stadt
Die sicher=stolzen Völker lehre,
Der größte Staat sei schwach, der ungezählte Heere,
Doch keine Patrioten hat.

Und sofort nimmt Herder wieder seine Idee auf. „Ein Athanasium, ein Mnemaion Deutschlands! Wahrlich unser Vaterland ist zu beklagen, daß es keine allgemeine Stimme, keinen Ort der Versammlung hat, wo man sich sämmtlich höret. Alles ist in ihm zertheilt, und so manches schützet diese Zertheilung; Religionen, Secten, Dialekte, Provinzen, Regierungen, Gebräuche und Rechte. Nur auf dem Gottesacker kann uns etwa eine Stelle gemeinsamer Ueberlegung und Anerkennung gestattet werden." Aber warum nur hier? In der That scheine ja in der letzten Zeit ein besserer Geist namentlich die deutschen Fürsten ergriffen zu haben und Jeder solle sie nach Kräften unterstützen, alle Deutschen zusammen zu führen in echter Gemeinschaft. Und zwar nicht nur von Seiten des Verstandes, sondern vor Allem „von Seite des Charakters, der Entschlüsse, der Unternehmung. Wir wissen alle, daß die Deutschen von jeher mehr gethan, als von sich reden gemacht haben; das thun sie auch noch. In jeder Provinz Deutschlands leben Männer, die ohne französische Eitelkeit, ohne englischen Glanz, gehorsam, oft leidend, Dinge thun, deren Anblick Jedermann schönen und großen Muth einspräche, wenn sie bekannt wären." Sie soll man versammeln an einem „Altar der Biedertreue," in einer ihr Andenken verewigenden Schrift. „An ihr würden sich Seelen entflammen und Herzen stärken. Der deutsche Namen, den jetzt viele Nationen gering zu halten sich anmaßen, würde vielleicht als der erste Name Europas erscheinen, ohne Geräusch, ohne Anmaßung, nur in sich selbst stark, fest und groß." Und wie warm, mit welch herzlicher Theilnahme und Bewunde=

rung spricht er darauf von Friedrich dem Großen, der, wie er meint, in Jahrtausenden nicht erreicht sei! Und nachdem er so den Deutschen in einer Zeit, wo man schon anfing ihn zu vergessen, ihren größten Herrscher vorgeführt, läßt er den oben besprochenen Aufsatz „Von Theilnehmung der Poesie an öffentlichen Begebenheiten und Geschäften" folgen, so daß der erste Band der Humanitätsbriefe wahrhaft getränkt ist von patriotischen Gedanken.

Es scheint mir überflüsig, in gleicher Weise die sämmtlichen Humanitätsbriefe durchzugehn, zu zeigen, wie Herder den Deutschen ihre großen oder doch verdienten Männer ins Gedächtniß zurück ruft, wie er von Luther und Leibnitz und zwar auch in ihrer patriotischen Bedeutung spricht, wie er auch dem in Weimar so übel angesehenen K. Fr. Moser seine Huldigung darbringt,*) wie er sich zu seinen Ansichten von 1765 ausdrücklich noch bekennt, indem er jenen Aufsatz unverändert in die fünfte Sammlung aufnimmt, wie er namentlich die ganze neunte Sammlung dem nachdrücklichsten Hinweis widmet auf die schwere Versündigung, welche die Deutschen seit hundert Jahren an ihrer Sprache in thörichter „Gallicomanie" begangen, ein Hinweis, dessen vielfach schlagende Sätze heute noch die ernsteste Beherzigung verdienten, wo unsere vornehme Gesellschaft großentheils noch immer keine Ahnung zu haben scheint von der Verheerung, welche sie durch das zu frühe und zu ausgedehnte Betreiben des Französischen in den Seelen ihrer Kinder anrichtet.**) Herders Geist folgte den Geschicken seines Vaterlandes fortwährend mit der wärmsten Theilnahme. Wir haben namentlich in den Briefen an Müller aus den neunziger Jahren dafür zahlreiche Beweise. Der widrige Verlauf des Kriegs mit Frankreich stimmt ihn immer sorglicher; er sehnt das Ende desselben aus tiefster Seele herbei. Hauptsächlich allerdings auch deshalb, weil er jeden Krieg für ein Unglück, ja für ein Verbrechen an der Menschheit hält. Denn das ist nun einmal seine Ansicht, daß Völker nur geistig auf einander wirken sollen. Der Eroberer, der Unterdrücker gilt ihm ohne Unterschied für den hassenswürdigsten aller Menschen. Nicht nur die großen Culturvölker, alle Völker ohne

*) „Unendlich freute es uns, schreibt Frau Herder 29. Juli 1796 an Müller, daß Moser Sie aufsucht. Das ist eine im Feuer bewährte Seele, es ist ein Mann! Auch meinem Mann hat er seine Wahrheiten gesandt mit Worten aus dem Herzen. Hätte nur ein jedes Herzog- oder Fürstenthum Einen solchen Mann, es stände anders um Deutschland als es stehet."

**) Wer bewirken könnte, daß Herders goldene Worte über die „s. g. französische Erziehung in Deutschland" (Werke zur Philos. u. Gesch. 14, 80 ff.) von all den deutschen Höfen und Adelsfamilien nachdenklich gelesen würden, in denen das Unwesen der französischen Bonnen und die schlimme Sitte, Kinder von vier, fünf Jahren französisch plappern zu lassen, trotz 1870 noch immer grassirt, der würde sich ein großes Verdienst erwerben.

Ausnahme haben ein Recht ungestörter selbständiger Existenz und Bildung. Das gewaltthätige Europa, welches seine Interessen und Religionen allen übrigen Erdtheilen aufzwingt, begeht an dem Meisterwerk der Schöpfung ein schweres Vergehen. Darum äußert Herder bei jedem Anlaß einen tiefen Widerwillen gegen die herrschsüchtige Politik Englands. Darum erhebt er seine Stimme ohne Unterlaß für die armen Schwarzen. In dieser ganz spiritualistischen Auffassung, die aber dem deutschen Geiste damals so tief eingedrückt war, daß selbst die eigentlichen Publicisten kaum von ihr frei werden konnten, wurzelt denn auch jenes Unvermögen Herders, eine Reihe der wichtigsten historischen Prozesse zu begreifen, soweit sie eben aus dem Kreise rein geistiger Wirkungen hinausschreiten. Deswegen aber von ihm behaupten zu wollen, ihm sei das Buch der Menschengeschichte verschlossen geblieben, kann nur Jemand in den Sinn kommen, der weder Herder noch das achtzehnte Jahrhundert kennt. In einem gewissen Sinne allerdings ist das Buch der Menschengeschichte allen Sterblichen verschlossen; Alle, auch die größten historischen Genien, wissen in diesem Buch nur einzelne Seiten, höchstens einige Capitel zu lesen. Herder hat einige der wichtigsten und dunkelsten Seiten lesen gelehrt; Herders größte Bedeutung ruht eben darin, daß er in einer wesentlich unhistorischen, weil zur Wegräumung des schlimmsten historischen Schuttes berufenen Zeit die Gaben eines wesentlich historischen Geistes entfaltet, in bewunderungswürdigem Grade das Vermögen besitzt, sich in das innerste Geistesleben der verschiedensten Epochen und Nationen zu versetzen. Natürlich hat dieses Hellsehen für die rein geistigen Beziehungen eine Trübung seines Blickes für die gröberen Kräfte der Geschichte zur Folge. Mit mikroskopischer Schärfe ausgerüstet zur Aufspürung der geheimsten Regungen der Volksseele vermag er den Völkern nicht zu folgen, wenn sie mit den Waffen gegen einander rücken. Sohn eines Jahrhunderts, das mit dem Verstande und in Deutschland auch mit der Phantasie das Erstaunlichste vollbrachte, auf dem Gebiete der praktischen Politik, soweit es sich um Aufklärung, Humanisirung handelte, Rühmliches leistete, in der internationalen, diplomatischen, militärischen Politik aber eine Reihe der schlimmsten Missethaten aufzuweisen hatte, kam Herder sehr natürlich dazu, jeden internationalen Conflikt für das reine Unglück und Unrecht zu halten. Denn darin, täuschen wir uns doch darüber nicht, ist alles historische wie jedes sonstige Verständniß ein Kind seiner Zeit, daß es nur denjenigen Seiten des zu Erkennenden beizukommen vermag, welche durch die Zeit in ein besonders helles Licht gerückt werden. Wir sind mit einem gewissen Recht auf unsere historische Einsicht stolz, die uns dafür entschädigen muß, daß wir an eigentlich schöpferischer Production des Geistes so arm sind; dennoch wird

ganz sicher eine spätere Zukunft sich nicht viel weniger darüber wundern, wie sehr beschränkt wir in manchen, vielleicht sehr wichtigen Partien geschichtlicher Erkenntniß gewesen, als wir über früherer Epochen Irrthümer staunen.

Um aber noch einmal auf Herders Patriotismus zurück zu kommen, muß die verbreitete Ansicht um so mehr auffallen, als Herder sich nicht nur in den Aufsätzen der Humanitätsbriefe über diesen Punkt auf eine jeden Zweifel ausschließende Weise geäußert hat, sondern auch eine große Anzahl von Gedichten seiner patriotischen Empfindung einen starken Ausdruck giebt. Fast das ganze dritte Buch der Gedichte (Werke zur Literatur und Kunst 3,159 ff.) wird von ihr beherrscht. Gleich das erste „An den Genius von Deutschland" aus dem Jahre 1770 ist ebenso von heißester Liebe zu dem großen, aber tief gesunkenen, verkannten, vor Allem von den Deutschen selbst verkannten Vaterlande durchglüht, wie im klaren, dichterischen Ausdruck mißlungen. Es waltet darin ungefähr die Stimmung, welche Caroline Flachsland in mehreren Briefen aus dem Jahre 1771 kund giebt, wenn sie z. B. schreibt: „Sie wissen, wie sehr ich mein armes Vaterland liebe. . . Ach leider! daß unser Vaterland nur Phantasie und Schatten unserer Väter ist!" Den Aufruf an den Kaiser vom Jahre 1778:

O Kaiser! Du von neun und neunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gib uns, wonach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland!

werden wir nicht für einen Beweis von großem politischen Scharfsinn ansehn, aber als Zeugniß von Herders Patriotismus doch wohl zulassen müssen. Mehr werden wir mit dem nach Friedrichs Tode gedichteten „Deutschlands Ehre" sympathisiren, wo Herder in einem gewissen Sinne die in neuester Zeit aufgestellte Ansicht von dem römischen Kaiserthum deutscher Nation vorweg nimmt, welche auch in seinen prosaischen Schriften öfter wiederkehrt. In dem Spottgedicht auf die Coalition bricht die Klage über den Verlust der deutschen Grenzprovinzen an Frankreich wohlthuend hervor. Vor Allem aber erfreut sich das Herz an dem in die Mitte der neunziger Jahre gehörenden „Germanien", welches mit dem schönen Verse beginnt:

Deutschland, schlummerst Du noch? Siehe, was rings um dich,
Was Dir selber geschah. Fühl' es, ermuntre dich,
Eh die Schärfe des Siegers
Dir mit Hohne den Scheitel blößt!

An Polen soll sich Deutschland ein warnendes Beispiel nehmen, bedenken, wie in Osten der Riese steht, den es selbst sein Schwert schwingen

lehrte, wie im Westen ein noch schlimmerer Nachbar droht,„ trotzend auf Glück und Macht, der dir schon eine Locke nahm."

Und Du säumetest noch, dich zu ermannen, Dich
Klug zu einen? Du säumst, kleinlich im Eigenutz,
Statt des polnischen Reichstags,
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?
Soll Dein Name verwehn? Willt Du zertheilet auch
Knien vor Fremden? Und ist keiner der Väter Dir,
Dir Dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht alles werth?

Aus dieser Stellung Herders zu seiner Zeit, seinem Vaterlande, aus dem geschilderten Gegensatze zu der sittlichen und wenn ich so sagen darf bürgerlichen Anschauungsweise Goethes und Schillers ergaben sich für seine persönliche Existenz eine Reihe sehr unerfreulicher Consequenzen. Wer, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, aus dem von schweren Wogen getroffenen Schiff des Vaterlandes sich „in den Kahn einer erlesenen Ufergesellschaft" träumte, der konnte freilich mit heiterster Unbefangenheit im Reiche des Schönen wandeln oder in den feinsten Speculationen der kritischen Philosophie seine volle Befriedigung finden, während nicht nur Deutschland, sondern Europa der ungeheuersten Katastrophe entgegen schwankte. Für Herder war das unmöglich. Er sah von dem, was rings um ihn her geschah und was alle Geister beherrschte, die übelsten Folgen voraus; es war seine Pflicht dagegen zu wirken, sich fast allein dem Zeitstrom entgegen zu werfen. Und er mußte es, wie wir wissen, thun mit ermattetem Geist und Körper, thun mit jener ihm angeborenen und in den neunziger Jahren bis zum Krankhaften gesteigerten Reizbarkeit! Was Wunder, wenn er da in seiner im Kern fast durchweg berechtigten Opposition vielfach ungerecht, hie und da maßlos scharf wurde, wie er in der Metakritik und der Kalligone das Kind mit dem Bade ausschüttete!

Leider mußte die üble Stimmung Herders auch durch wachsende pecuniäre Verlegenheiten gesteigert werden. Wie rastlos er arbeitete trotz aller Müdigkeit,*) den Aufwand für die mit größter Gewissenhaftigkeit besorgte Ausbildung der Söhne und die fast jedes Jahr nöthigen Badereisen konnte er doch nicht bestreiten. Frau Caroline spricht sich über diese Noth gegen Müller oft sehr unumwunden aus und mehr als einmal

---

*) Am 9. November 1795 schreibt er an Müller, nachdem er ihm die für die Horen geschriebenen Aufsätze genannt: „In den December kömmt vielleicht der Apfel Idunens, d. i. der Verjüngung, den uns allen Gott gebe, insonderheit mir, der ich 99 Jahre 9 Monat 9 Tage alt bin." Dieser wie viele von hier an mitgetheilte Briefe oder Briefstellen fehlt bei Gelzer.

mit den schärfsten Vorwürfen gegen Goethe. Am 3. September 1797 sieht sie sich zu folgender Eröffnung an den Freund genöthigt: „Die Kinder, die Krankheiten meines Mannes, die Reise und langwierige Krankheit seiner Schwester (die Herder trotz seiner Bedrängniß zu sich genommen), hundert Dinge, die unser Stand nothwendig macht, haben endlich eine Bürde auf mich gewälzt, die mir gerade jetzt sehr drückend ist. Ach lassen Sie mich nicht ins Detail gehen!" Darauf folgt die Bitte, ihr 60 Carolinen zu verschaffen, aber so, daß ihr Mann nichts davon erfahre, der es nicht zugeben werde, daß sie ein solches Ansinnen an den Freund richte, da sie sich doch nicht anders zu helfen wisse. Den nächsten Tag setzt sie hinzu: „Ach, liebster Freund, dieser Brief ist mir sauer geworden. Ich schrieb ihn gestern vor Schlafengehen und weinte mich satt im Bette. Sehn Sie es doch nicht als einen Misbrauch Ihrer Freundschaft an... Freilich, sollte es nicht so kommen. Die Versprechungen waren ganz anders, als sie uns gehalten werden, und dies alles durch einen treulosen Freund, durch Göthe. Das Einzige, was mich tröstet, ist immer das Wort: Vielleicht hat es ihn Gott geheißen. Indessen sind in den letzten zwei Jahren meine Haare fast grau geworden und ich verberge vieles vor meinem Manne, um ihn heiter zu erhalten bei seinen Arbeiten. In diesen lebt er noch einigermaßen und vergißt das Unangenehme."

Daß es sich mit der Treulosigkeit Goethe's nicht so schlimm verhalten haben wird, dürften wir von vorn herein annehmen, wenn wir auch nicht aus einem Briefe Knebels an ihn*) wüßten, daß Frau Herder gewisse 1789 von dem Herzog gemachte Zusagen in einem Sinne auslegte, der von der anderen Seite nicht zugegeben wurde. Wie sich Herder schon seit Jahren zu dem ganzen Weimar'schen Wesen gestellt hatte, dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß weder der Herzog noch Goethe sehr geneigt war, etwas Außerordentliches für den alten Freund zu thun. Aber für diesen blieb deshalb seine Lage nicht weniger peinlich. Wenn er auf die rastlose Thätigkeit zurückblickte, mit der er sein ganzes Leben hindurch für die höchsten Güter der Menschheit gerungen hatte, mit der er seit zwanzig Jahren unabläßig bemüht gewesen war, Kirche und Schule von Weimar zu heben, und sich nun bei schwindenden Kräften außer Stande sah, sein Haus über Wasser zu halten, so durfte ihn wohl ein bitteres Gefühl überkommen, um so mehr als auch für die seiner Leitung anvertrauten wichtigen Anstalten oft die dürftigsten Mittel fehlten, während für Theater und andere seiner Meinung nach in so ernster Zeit eher entbehrliche Dinge ein bedeutender Aufwand gemacht wurde. Herder stand ja freilich anders

*) Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel 1,120. Vgl. aus Herder's Nachlaß 1,149.

in und zu der Noth der kleinen Wirklichkeit als die begünstigten Dioskuren; ihn jammerte das Elend der armen Lehrer, denen er nicht helfen konnte, und die Bedrängniß so manchen strebsamen Jünglings, den er aus eignen Mitteln förderte, dem er aber keine durchgreifende Unterstützung zu verschaffen wußte. „Das ist ein wahres Leiden für uns hier, schreibt Caroline den 16. Februar 1797, daß man den fähigen armen jungen Leuten nicht forthelfen kann, sie nicht pflanzen kann wie einen edlen Baum, der dem Lande zu seiner Zeit Früchte bringe. Ach und wo geht das schöne Geld hin! An welche Nichtswürdigkeiten! Und die Schmeichler bieten noch dazu alle Hände! Schweigen wir von diesen wunden, wunden Stellen!"

Wie unbefangen wir uns zu diesen Dingen stellen, die Thatsache bleibt, daß Herder die letzten Jahre seines Lebens nicht nur unter übermäßiger Arbeitslast seufzte, nicht nur mit leidendem Körper und in fast völliger Isolirung, sondern unter drängenden Sorgen einem hohen Ziele nachstrebte. „Mein Herz, klagt er am 18. Mai 1795, ist mir so beschwert und enge, daß ich nichts zu schreiben vermag." Wenige Wochen vorher hat sie dem Freunde den Vorschlag einer Zusammenkunft in Nürnberg gemacht, damit „Ihr sanfter liebender Geist etwas von meines Mannes Bitterkeit verwehte. Hier in Weimar möchte ich Sie aber nicht sehen, oder vielmehr Sie würden meinen Mann nicht immer erkennen, so oft und viel ist er verstimmt. Es wird ihm nur wohl, wenn er aus Weimar heraus ist und es vergessen kann." „Hier, heißt es in einem Brief vom Juni 1796, sind wir ewig in der Fremde." Als Caroline im nächsten Monat dem Freund ihres Mannes „Erlöser" schickt, zu dessen Entstehung er „den letzten Funken gegeben," bittet sie: „Wenn Sie ihn gelesen haben, so schreiben Sie doch meinem Manne ein Wort darüber. Hier um ihn herum ist kein Laut, kein Wiederhall des Herzens." Und dazu die Noth des Krieges, die Franzosen in Schwaben, auch Thüringen schon bedroht. „Ach, ruft sie, daß dem Elend ein Ende würde! In Wien ist man vergnügt, ißt und trinkt und weiß nicht, was im Reich geschieht." „O welch eine Verwirrung, schreibt sie acht Tage später. Kein Theil weiß, was er zu thun hat. Sie sind Alle mit Blindheit geschlagen. . . . Ach, Deutschland ist eine Heerde ohne Hirten!" „Mein Mann, heißt es in dem einen dieser Briefe, ist beladen wie ein Sklave, er kann Ihnen auch kein Wörtchen beisetzen." In dem andern: „Mein Mann liegt zerschlagen auf dem Canapee vor Müdigkeit. Die ganze Woche hatte er Examen von 7—8 Uhr des Morgens bis Abends 5. Indessen war es ihm eine liebe Arbeit; manche Klassen waren diesmal sehr gut. . . . Es kommen täglich Flüchtlinge aus Frankreich an, so auch heute die fürstlichen Kinder von Darmstadt mit allen Kostbarkeiten und Geld. Der Landgraf ist in Leipzig. Das

sind Hirten ihrer Heerde!" „Ach, seufzt er im Januar 1797, ich werde so sehr gestört und kann durchaus nichts rechts mehr machen; mir fehlt Sammlung meiner selbst und sehr oft der Muth, mich zu sammeln." „Meine Schwingen, schreibt sie, sind ganz und gar gelähmt. Ach, ich habe nicht geglaubt, daß es in Zeit von Einem Jahre so weit mit mir kommen könnte. Haben Sie eben Geduld mit uns beiden! Mit meinem Manne noch mehr und bedauern Sie ihn und seinen Genius. Doch verzeihen Sie. Es heißt ja: Leid', schweig', meid' und vertrag', deine Noth Niemand klag', an Gott nicht verzag', seine Hülfe kommt alle Tag'. Und darauf wollen wir auch hoffen."

In dieser gehäuften Bedrängniß war Müller den fernen Freunden immer mit derselben Treue, derselben liebevollen Hingebung, derselben unermüdlichen Bereitwilligkeit zu helfen, zu trösten wo und wie er nur konnte, zugethan. Wir Deutschen sollen dafür dem Schweizer um so mehr danken, als fast siebenzig Jahre verflossen sind, ohne daß es meines Wissens je ausgesprochen ist, wie Großes dieser bescheidene Bürger Schaffhausens an einem unserer hervorragendsten Geister gethan hat, der so lange und so oft fast ausschließlich auf seine herzliche, thätige Theilnahme angewiesen war. Wie er den Söhnen Herders mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit entgegengekommen war, wie jede Bitte Herders oder seiner Frau stets auf die bereitwilligste Erfüllung rechnen konnte, so fand auch jener Nothruf vom 3. September 1797 sofortige Erhörung. Freilich sah auch er sich außer Stande, der drückenden Lage der Freunde dauernd und durchgreifend abzuhelfen. Nach Herders Tode schreibt die Wittwe an Müller, ihre Schulden betrügen 4400 Thaler, die Summe der Erziehungskosten für die fünf Söhne, seit sie das elterliche Haus verlassen, beliefe sich auf 12,000 Thaler. In den letzten Lebensjahren muß dieser Druck besonders fühlbar geworden sein, denn wir wissen, daß Frau von Berg 1802 bei ihren Freunden für Herder sammelte. Unter denen, die sich seiner annahmen, war Stein, der dabei die sehr naheliegende Bemerkung machte: „Es ist mir nur leid, daß ein Mann wie Herder an der Spree und Weser eine Hülfe suchen muß, die er doch unter seinen ihn nahe umgebenden Menschen finden sollte." (Pertz, Stein's Leben 1, 193.)

Trotz all diesem schweren Ungemach schritt Herder auf dem dornigen Lebensweg tapfer vorwärts. Wie sehr er klagte, daß er nichts rechts mehr machen könne, er machte doch noch eine Reihe sehr bemerkenswerther Arbeiten. Abgesehen von den Humanitätsbriefen, deren letzte Sammlung 1797 erschien, gab er um dieselbe Zeit die drei Theile der Terpsichore heraus und dann alle jene theologischen Untersuchungen über die Gabe der Sprachen, die Auferstehung, den Erlöser, den Geist des Christenthums,

daneben den Katechismus und das Gesangbuch, für deren Würdigung ich auf Werner verweise.*) Ueberhaupt würde man sich sehr irren, wenn man den damaligen Herder für einen gebrochenen Mann halten wollte. Auch den Zeitereignissen sieht er muthig in's Auge und ermahnt Müller bei jeder Gelegenheit, den Kopf oben zu behalten. Der Schweiz könne der Sturm nur zum Frommen gereichen, wenn er das Volk wecke und der alte Geist wieder stark werde. „Reformirt Euch selbst, ruft er ihm im Januar 1798 zu, so bedürft Ihr keines fremden Reformators, vor dem, woher er auch komme, Euch Gott bewahre." Und auch als die Nachricht vom Ausbruch der Revolution in Basel eintraf, meinte er: „Ihr seid und bleibt glücklicher als wir zertretene, zertheilte, charakterlose Deutsche. Ich habe mir viel Arges gedacht, aber einen so schlechten, schalen Ausgang doch nicht, und ist es schon Ausgang? Speremus et confidamus!"

Inzwischen nahte die Erschütterung Schaffhausen mit Riesenschritten. Müller, dessen weiche Gemüthsanlage wir kennen und der bis dahin in stillem Bücherleben und sehr ärmlicher Stellung seinen warmen Patriotismus nicht hatte stählen können, erschrak vor der seiner Ansicht nach unausbleiblichen Umwälzung und kam auf den Gedanken, seine Vaterstadt zu verlassen. Dieselbe hatte bis dahin wahrlich nichts gethan, den tüchtigen, gelehrten, gewissenhaften Sohn an sich zu fesseln. 1782 aus Deutschland nach Schaffhausen zurückgekehrt, mußte Müller sechs Jahre warten, bis sich für ihn überhaupt ein Plätzchen fand. „Ihm stand, heißt es in der schon einmal erwähnten handschriftlichen Biographie, die Kleinheit und Engherzigkeit des Kreises, in welchem er lebte, hemmend entgegen. Wenn eine Stelle frei war, die ihn lockte, so konnte er sich zu jenem erniedrigenden Practiciren und Betteln nicht verstehen, das in seiner Vaterstadt Sitte und fast unerläßliche Bedingung war, um zu einem Amte zu gelangen. Wohl hatte er einige edle und einflußreiche Freunde in der Stadt, die ihn gern befördert hätten; aber sie blieben in der Minderheit gegenüber denen, die nicht auf die Tüchtigkeit des Geistes und der Gesinnung sahen, sondern nach Gunst und Verwandtschaft ihre Stimmen gaben. Besonders fehlte ihm eine Eigenschaft, die damals, wie es schien, für einen Geistlichen, der Beförderung suchte, unerläßlich war; er verstand das Kartenspiel nicht, worin einige seiner jüngeren Collegen excellirten." Müller hing mit rührender Begeisterung an der Schweiz und ihrer republikanischen

*) Dem vielleicht folgende Notiz aus einem Briefe vom 26. Juni 1797 erwünscht ist: „Das Buch über den Geist des Christenthums, fürchte ich, wird Ihnen Anfangs nicht so ganz gefallen; aber von Zeit zu Zeit mehr. Was hilft tändeln und halbsagen? Unser Leben ist so kurz; hier müssen verschiedene Wunden ausgefegt werden. Beim Gesangbuch bin ich sehr genirt gewesen; für meine Arbeit und Sammlung ists also nicht zu halten."

Freiheit, die er Herder fortwährend in so rosigen Farben schilderte, daß er wohl nicht wenig zu dessen Schwärmerei für das Alpenland beigetragen hat. „O, ruft er in einem Briefe vom 16. December 1788, es ist ein ganz ander Leben, wo das Volk auch eine Stimme hat und nicht dem Vieh gleich geschätzt wird, als in monarchischen Staaten, wo meist nur die Laune regiert, und ich will meinen Enkeln den gemessenen Befehl hinterlassen, wenn einst die Uebermacht der tyrannischen Austria auch unser Ländchen verschlingen sollte, mit Sack und Pack an den Fuß der Allianz zu ziehen. Die glückliche amerikanische Republik freut sich ihrer anfangenden Freiheit, wie man sich der aufgehenden Sonne freut. Bilden Sie auch Ihre Söhne zu Freiheitsliebe, nur solche Menschen werden von den Enkeln gelobt und gesegnet und verdienen's, indem sie das köstlichste befördern, was unsere Erde haben kann. Ich lebe und sterbe für diese Göttin." In dieser Stimmung können ihn auch die übelsten Erfahrungen nicht irre machen. 1786 bewirbt er sich vergebens um eine Lehrerstelle, für die ihn sein ausgebreitetes Wissen und sein pädagogisches Talent besonders geeignet gemacht hätten. Erst zwei Jahre später läßt man sich herbei ihn zum Katechet der Beisassen zu machen, die „niedrigste und bescheidenste Stelle, die es gab;" er hatte in ihr die Kinder der in Schaffhausen ansässigen Tagelöhner und Weingärtner im Katechismus zu unterrichten, wofür die Einkünfte mit allen Accidentien in guten Korn- und Weinjahren sich auf 130 Gulden beliefen. Müller versah diesen bescheidenen Posten mit einem Eifer, dessen nur eine so ganz selbstlose Natur fähig war. Im folgenden Jahre 1789 erschienen seine „Philosophischen Aufsätze," die Schleiermacher's Vater seinem Sohne nicht dringend genug empfehlen konnte; dann kam die Uebersetzung der englischen Geschichte Dalrymple's, die Sammlung der Selbstbekenntnisse, die Unterhaltungen mit Serena, eine Reihe von Schriften, in denen sich Müller als einer der bedeutendsten Gelehrten der Schweiz erwies. Auf das freie Volk von Schaffhausen scheinen diese Leistungen aber keinen großen Eindruck gemacht zu haben; denn es ließ Müller ganz ruhig bis 1796 in seiner höchst untergeordneten Stellung trotz mehrfachen Gelegenheiten,*) ihn angemessener zu beschäftigen. Müller, obwohl seit 1786 mit der einzigen Tochter eines der ersten Kaufleute der Stadt verheirathet, harrte geduldig aus, bis man ihm endlich eine Professur an dem Collegium humanitatis übertrug, die aber auch weder seinen Neigungen noch seinen Fähigkeiten besonders entsprach.

*) Als bei einer solchen im Jahr 1789 seine gerechten Erwartungen in einer besonders verletzenden Weise getäuscht waren, machte er seinem Aerger gegen Herder in einem Briefe Luft, den er „aus Schaffhausen in der Barbarey" datirt.

Man sieht, die Bande, welche ihn an Schaffhausen knüpften, waren nicht stark. Und nun sollte er, dessen ganzes Wesen den stillen Studien gehörte, erleben, daß die Vaterstadt eine Beute des ihm in tiefster Seele verhaßten französischen Freiheitsschwindels wurde! „Es ist Alles durcheinander, schreibt er seinem Bruder am 3. Februar 1798. Die Leiter der Bewegung haben so alle Bande der Regierenden und Regierten und der Cantone unter einander aufzulösen gewußt, daß der ehrwürdige alte Bund, vor zehn Tagen neu beschworen, nun so viel als zu Ende ist. Keine Obrigkeit ist mehr Meister und die Untergebenen sind wie eine Heerde ohne Hirten. Die Franzosen aber nehmen die große Partei der Schlechten, der Ausgehausten, Revolutionärs, Terroristen in öffentlichen Schutz und diese verwirren Alles. Ich fürchte, ich fürchte, sie werfen mit einer ganz unbeträchtlichen Macht gar Alles zu Boden, unsere Freiheit, Religion, Sicherheit des Eigenthums und des Lebens. Sie werden es einen Krieg gegen die Reichen und Aristokraten nennen und das arme Volk damit verführen. Von Paris selbst wird uns geschrieben, es sei dem Directorium gar nicht um unsere Verfassung zu thun — das ist nur Vorwand — sondern um die Paar hundert Millionen in der Schweiz. Wenn nun die Geißel der Kriegscommissäre kommt, der Terrorismus mit ihnen, die Bösen tyrannisiren und kein Mensch mehr seines Lebens, seines Vermögens, seiner Ehre sicher ist, soll ich da bleiben?"

Dieselbe Frage richtete er an Herder. Wenn wir uns in die geistige Atmosphäre des damaligen Deutschland versetzen, in die Sinnesart, mit der unsere großen Geister, fast unsere ganze Litteratur die gewaltigen Begebenheiten der Zeit ansah und die Pflichten des Bürgers schätzte, und wenn wir uns Herder nach der bisherigen Meinung als den schlimmsten dieser Vaterland und Zeit verachtenden Kosmopoliten vorstellen, so kann gar kein Zweifel sein, wie Herder dem Freunde antworten mußte. Müller erfreute sich der äußeren Unabhängigkeit, welche es ihm möglich machte, sich an einen beliebigen Ort zurück zu ziehen und dort ungestört seinen Studien weiter zu leben. Würde sich da einer unserer Schriftsteller und Gelehrten besonnen haben? Herder aber schrieb an demselben Tage, wo er die Frage empfangen hatte: „Bleiben, l. M., bleiben! Keinen andern Rath kann ich Ihnen mit Herz und Seele geben. Zuerst ist dies Ihre Bürgerpflicht; kein Bürger verläßt sein Vaterland; am wenigsten darf und soll es ein Schweizerbürger verlassen. Jetzt eben müssen Sie sich in Zeit der Gefahr oder Verwirrung des Vaterlandes vorsichtig, fest und redlich als guten Bürger desselben zeigen, so viel an Ihnen ist Rath ertheilen, Unglück verhüten, Alles zum Besten wenden. Jetzt entlaufen, wäre nicht nur ehrlos, sondern auch gesetzwidrig. Sokrates wollte sogar,

da er ungerecht verurtheilt war, aus seinem Gefängniß nicht entweichen; wie viel weniger ein freier Bürger bei einer bloß drohenden und wenn man sie als die größeste denkt, dennoch überstehlichen Gefahr, grade in der Zeit, da das Vaterland ihn ruft, da es seine besten Kräfte, sein Vorbild, seine vorsichtig-kluge und heilsame Mitwirkung fordert! Wollte jetzt jeder Schweizer ans Fliehen denken, wo bliebe die Schweiz?"

Man lese diesen ganzen, alle Details der Frage gründlich erörternden Brief bei Gelzer (S. 267 ff.) und sage, ob der gesundeste politische und patriotische Sinn ein Wort besser, treffender, männlicher hätte wählen können, und ob wir nicht Ursache haben uns eines Mannes zu freuen, der in der Zeit der größten bürgerlichen Demoralisation grade unserer besten Geister Kopf und Herz so ganz auf dem rechten Flecke hatte. Und dabei verdient noch ein Umstand besondere Beachtung. Müller hatte die Idee geäußert, sich etwa nach Weimar zurück zu ziehen. Nun wissen wir, wie oft Herders nach einem Wiedersehn geseufzt hatten, wie es jahrelang ihr größter Wunsch gewesen war, einmal einige Wochen mit Müller zusammen zu leben. Jetzt konnte er erfüllt, Herders traurige Einsamkeit in den freundlichsten Verkehr verwandelt werden. Aber auch diese verlockende Aussicht macht Herders und seiner Frau Urtheil nicht einen Moment irre. „Ewig theuerste Freunde! schreibt sie am 9. März, das weiß Gott im Himmel, daß Ihnen unser Herz, Haus und was wir haben offen steht; es gehört Ihnen an, zu welcher Stunde Sie kommen. Die Freundschaft empfängt Sie mit offenen Armen. Prüfen Sie aber doch alles, was Ihnen mein Mann schreibt, und bewegen's in Ihrem Herzen. Mich dünkt, Vernunft und Ueberlegung rufen Ihnen zu, zu bleiben gerade zur Zeit der Gefahr. Die Gegenwart eines Rechtschaffenen thut oft Wunder in solchen kritischen Augenblicken."

Inzwischen ging Herder aber doch die Sache im Kopfe herum, ob nicht bei der sehr schüchternen Art und der Kränklichkeit des Freundes vielleicht eine wenigstens zeitweilige Entfernung für ihn räthlich sein möge, und der Wunsch, ihn für sein geliebtes Gymnasium zu gewinnen, bestärkte ihn noch mehr in dem Gedanken. Der Herzog erklärte sich bereit, Müller eine unbesoldete Professur der Geschichte zu übertragen, und so konnte denn Herder am 25. März die officielle Anfrage an ihn richten. „Lange, schrieb er, mein schätzbarer geliebtester Freund, wünschte ich mir die Gelegenheit Sie nach so vielen Jahren wieder von Angesicht zu sehen und Ihnen für die vielen Wohlthaten, die Sie meinen beiden Söhnen erwiesen, mündlich zu danken. Jetzt bietet sich eine Gelegenheit, die Sie vielleicht uns näher bringen kann, da ich zu Ihnen nicht kommen konnte. Unser Gymnasium illustre hat einen Lehrer nöthig, der, da die übrigen Lehrer

die Arbeiten, die unsere Zeit fordert, nicht erschwingen können, den Zöglingen desselben in der Geschichte und anderen Wissenschaften, die zur eigentlichen Bildung junger Leute gehören, ehe sie die Akademie beziehen, Unterricht geben könnte?" Der Herzog habe ihn beauftragt, Müller zu fragen, ob er geneigt sei, eine solche Stelle anzunehmen. „Ich thue es hiemit; und ob ich wohl weiß, daß Ihnen, als einem so echten Schweizer, dem das Beste seiner Vaterstadt redlich am Herzen liegt, und der sich durch die Dienste, die er Jünglingen in ihrer Bildung geleistet, so viel herzlichen Dank erworben, jede Entfernung aus derselben viel kosten möchte: so fiel mir auf der anderen Seite auch ein, daß bei Ihrer schwachen Gesundheit eine Entfernung dieser Art auf einige Zeit wohl heilsam und Ihrem Vaterlande selbst ersprießlich sein könnte. Eine Veränderung des Schauplatzes, auf dem wir leben, und der Lehrart, die wir gebrauchen, giebt der Denkart eine Vielseitigkeit und eröffnet uns immer s. z. s. eine neue Welt. Und überhaupt dürften Sie ja keine der Banden und Pflichten, die Sie so theuer an Ihr Vaterland knüpfen, lösen! Die Regierung, unter welcher Sie stehen, die Ihre Gesundheitsumstände und Ihre Geschicklichkeit kennet, wird Ihnen eine temporäre Entfernung, durch welche Sie sich selbst zum Besten des Vaterlandes vollkommener machen, nicht versagen, und es stehet ja bei Ihnen, sich derselben so zu verbinden, wie es die dortigen Gesetze und Ihre Lage fordern." Mit Arbeiten überbürdet solle er gewiß nicht werden, dafür wolle er, der Aufseher des Gymnasiums, sorgen. Vielleicht komme er, sich alle Verhältnisse selbst anzusehen, ehe er eine Entscheidung treffe. „Wie sehr würde es mich freuen, meinen Freund nach so vielen Jahren wieder zu sehen und in dem Hause, das Ihnen einst schon Aufenthalt war, wieder zu umarmen! Ueberlegen Sie Alles wohl... Nochmals gesagt, gebunden werden Sie durch diesen Ruf nicht; denn ich weiß, wie tief in Schweizern die Liebe zu ihrem Vaterlande sitzt."

Kaum aber ist dieser Brief abgegangen, so kommt die Nachricht, daß die bisher rechtlosen Wahlmänner vom Lande den stillen, bescheidenen, von der alten Oligarchie vernachlässigten Müller einstimmig zu ihrem ersten Repräsentanten gewählt haben trotz seinem Sträuben, und er dann, freilich mit schweren Bedenken, ihrem Rufe in das öffentliche Leben gefolgt ist. Wie jubelt Herder auf diese Kunde, die doch seinen eben ausgesprochenen Wunsch vereitelt! „Tausend, tausend Glück, schreibt er, zu Ihrem gethanen edlen und gewiß nützlichen Schritt, Bürger-Repräsentant des Vaterlandes zu sein. Nicht leicht ist mir eine Nachricht angenehmer gewesen; ich kann mich für Freude nicht fassen. O was können Sie Ihrem lieben Vaterlande werden! Ich danke Gott, daß meine Hoffnungen an Ihnen so glücklich,

selbst über alles Hoffen so glücklich erfüllt sind; sehen Sie, ich habe wahr gerathen. . . Ihr Vaterland, Vaterland sei jetzt Ihr einziger segensreicher Gedanke!" Und sie: „Ja, gewiß ist's Gottes und des Vaterlandes Stimme, die Sie gerufen hat. Wohl Ihnen, daß Sie ihr folgten! O Ihr Lieben, wie ist die Vorsehung unaussprechlich groß und schön! Wenn es auch Kampf und Mühe kostet, bester Freund, so ist der Lohn süß, für's Vaterland etwas gethan zu haben. . . O liebste Engel, unsere Freude ging bis zu Thränen. Ich konnte Ihren Brief, den ich meinem Manne vorlas, fast nicht auslesen. So hat nun Gott Alles, Alles wohl gemacht."

Ist es nicht, als sähe Herder in dem Freunde das tiefe Sehnen der eignen Brust erfüllt, das Verlangen nach gesunder öffentlicher Thätigkeit in einer Epoche, welche durchaus auf großes Handeln gestellt war und die „metaphysischen Speculationen" mit gewaltigem Tritt zur Seite warf? Mit der lebendigsten Theilnahme folgt er nun der neuen Laufbahn des Freundes, den das Vertrauen seiner Mitbürger schon im Mai zur Würde eines Vicestatthalters erhebt. Wo und wie er ihm mit seinem Rath nur irgend helfen kann, eilt er herbei und vor Allem ist er unermüdlich, zum Ausharren in der wichtigen, wenn auch schwierigen Stellung zu ermahnen. „Dauern Sie aus, ruft er, stehen Sie standhaft auf Ihrer Pflicht, in Ihrem Werk; dienen Sie Ihrem Vaterlande mit Rath und That; Gott wird es segnen. Nie noch ist ein Volk untergegangen, das sich mit Vorsicht und Klugheit edel betrug, standhaft war und auszuharren wußte. . . . Mein Gemüth ist sehr niedergeschlagen über alles, was geschieht, und sehr bekümmert über das, was geschehen wird; denn allenthalben ist nur noch der Anfang des Spiels, der zweite, höchstens der dritte Act. Der alte Regierer der Dinge möge und er wird alles zum Besten lenken. Er fordert von uns hohe Tugend. Laßt uns dazu uns rüsten."

Herder ist weit entfernt, wie man sieht, sich optimistischen Illusionen hinzugeben; er erwartet von der nächsten Zukunft schwere, sehr schwere Prüfungen, aber um so ernster, das ist sein Schluß, hat ein Jeder seine Pflicht zu erfüllen. Als Müller im Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit durch einen überaus schmerzlichen persönlichen Verlust betroffen wird, mahnt er, nur durch Thätigkeit könne solcher Schmerz überwunden werden. „Was im Schooß der Zukunft liegt, Lieber, wollen wir nicht forschen. Viel liegt darin und wir stehen am Abhange. Für mich ist's ein Abgrund; denn es kettet sich Eins an's Andere — aber das Ende ist noch nicht da. Sie können und müssen mit Freude auf Ihrer Stelle wirken, da das Vaterland Sie aufruft und das Zutrauen Ihrer Mitbürger Sie weckt und belohnt. Wir stehen hinter einer spanischen Wand, oder schieben sie uns vor, Andere, scheint's, ringen nach Unglück." Durch

viele dieser Briefe geht die stille Klage, daß Deutschland so sehr viel schlimmer daran sei, als die Schweiz, in gefährlicher Selbsttäuschung dem Schlimmsten entgegen taumele. „O bester Freund, schreibt Frau Herder im März 1799, wie freuen wir uns über Alles, was Sie von Ihren Beschäftigungen sagen! Wenn Sie schon nicht gleich das Gute um sich herum wachsen sehen, so sehen Sie doch Ihre Mühe als Samen des Guten an. Nur Muth, nur Geduld! Und dann ist es doch ein aufreizenderes Schauspiel für einen besseren Geist, wenn er alle Kräfte einer Nation aufgerufen und in Thätigkeit siehet, als wenn er das Gegentheil sehen und fühlen muß.“ Wenn Müller seufzt, daß er über der unerquicklichen Politik die Wissenschaft ganz versäumen müsse, so antwortet ihm Herder: „Ach, lieber, bester Müller, lassen Sie es sich nicht leid sein, daß Ihr innerer Mensch einige Zeit schläft und der äußere wirken muß. Es ist wahr und gewiß: „Das Waizenkorn muß ersterben, sonst bringt's nicht Früchte.“ Lassen Sie es ersterben und bringen Früchte. Es keimt im Verborgenen und geht zehntausendfältig auf. . . . Nichts als Arbeit und überwundene Mühe schafft Gesundheit, guten Humor, Geist und Leben. Die Litteratur hängt indessen an den Nagel und thut, was Eures Amtes ist, Herr Statthalter.“ Und ein ander Mal: „Was schadet's Ihnen, daß Sie jetzt nicht litterarisch zusammenhängend arbeiten können? Ihnen, in Ihren Jahren, unter Ihren Umständen? Das compensirt sich trefflich und bald. Alles litterarische Fortwirken ruht jetzt; Niemand liest besonnen; alle Augen und Ohren sind auf wirkliche Dinge der Zeit gerichtet; das Uebrige ist Schatten und Traum.“

Herder erlebte die große Genugthuung, daß Müller seinem Rath folgend nicht nur ausharrte, sondern in der kräftigen Luft öffentlichen Wirkens sein persönliches Wesen auf das erfreulichste entfaltete, ein Stolz, eine starke Stütze seiner Vaterstadt unter den schwierigsten Verhältnissen wurde und zu jener gesunden, harmonischen Humanität gedieh, die, wie Herder wohl sah, nur aus dem Zusammenwachsen geistiger Bildung und sittlicher Handlung hervorgehen kann. Er hat sich in jener stürmischen Zeit nicht nur um Schaffhausen, sondern um die ganze Schweiz Verdienste erworben, die ihm einen Ehrenplatz unter den Staatsmännern seines Vaterlandes sichern. Aber freilich waren die Verhältnisse, unter denen er thätig sein mußte, vielfach so widrig, daß er immer von neuem nach einer anderen, seinem Naturell, wie er meinte, angemessenеren Lage ausschaute, und da er nun durch seine Schriften, namentlich durch die vortrefflichen „Briefe über das Studium der Wissenschaften, besonders der Geschichte; an einen helvetischen Jüngling politischen Standes“ in den wissenschaftlichen Kreisen Deutschlands bekannt geworden war, so ergin-

gen im Lauf des Jahres 1800 mehrfache Rufe an ihn, u. A. als Professor der Geschichte nach Kiel.*) Indem nun Herder diese Aussichten erwog, fand er, daß Vieles dafür spreche, namentlich, daß Müller sein Lieblingsstudium, „bildende Geschichte, und was dem anhängt oder zu ihm führt, lesen und lehren" könne, da offenbar bildender Unterricht sein Beruf, seine Lust und Freude sei. „Damit würden Sie, insonderheit zu unserer Zeit, unvergleichbar nützlich: denn wodurch können die Sophistereien unserer Zeit, wodurch ihre Vorurtheile, leere Hirngespinnste und Träume, endlich die Schemen der Irreligiosität ausgerottet oder geschwächt werden, als durch Geschichte? Metakritiken, Kalligonen u. s. thun das gegen Sophistereien nicht; der Gegner sagt: Raisonnire du hin, ich raisonnire daher — überhaupt liegt der Grund alles falschen Raisonnirens in übel oder nicht erfaßten Thatsachen, in Mängeln der Geschichte." Aber, wie sich Müller auch entscheide, unter allen Umständen „halten Sie sich die Rückkehr in Ihr Vaterland offen, das Sie nie und nirgends wieder finden. Ich halte dies für Ihre unnachläßliche Pflicht. Das Vaterland bedarf Ihrer und hat ein Recht auf Sie; es hat Sie gebraucht und wird Sie brauchen. Nirgends in der Welt können Sie so nützlich werden, als in Ihrem Vaterlande; nirgends in der Welt sind Sie so unentbehrlich als da — das ist wie $2 + 2 = 4$ gewiß und gegeben." Und als dann Müller wesentlich unter dem Einfluß seiner Frau, auf welche ihn Herder als die in solchen Fällen entscheidende Instanz verwiesen, sich entschlossen hatte zu bleiben, ruft Herder: „Ich will Eurer Maria alle zehn Fingerspitzen küssen, mit denen Sie Euch vom Auswandern zurück gehalten hat." Er soll sich doch durch die Verdrießlichkeiten, den kriegerischen Spektakel des Moments nicht irre machen lassen. „Arbeitet, lieber Müller, auch wenn sie trommeln. Arbeitet für Euch. Ihr seid ein Mann gewesen, seid's durch diese Zeitläufte geworden. Ihr werdet davon Frucht und Belohnung haben." „Ob Sie gleich jetzt kein Geistlicher sind, sind Sie doch Mensch. Und wem reifen wir, liebster Müller, wem wir? O, Ihr habt Euren Theil empfangen; unsere Rechnung steht uns bevor, quo lentior eo gravior."

Das Mitgetheilte wird genügen, den vermeintlichen Kosmopolitismus Herders als das erscheinen zu lassen, was er wirklich war. „Er sagte mehrmals, schreibt die Wittwe am 7. September 1807: Müller hat doch ein Vaterland — o wie viel ist dies werth, und meine Kinder haben keins!"

In der geistigen Welt aber, in der er allein wirken konnte, fühlte er

*) Später 1805 wünschte ihn Karl Friedrich in gleicher Eigenschaft wiederholt für Heidelberg zu gewinnen.

sich mehr und mehr vereinsamt. Durch die Metakritik hatte er seine schon vorher unerfreuliche Lage wesentlich verschlimmert. Sie zu schreiben hielt er für seine Pflicht. „Mit meiner Metakritik, äußert er sich am 29. April 1799, habe ich in ein Wespennest gestört und in eine Schlangenhöhle. Ich that's aber aus und in reinem Muth, um dem Verderben der akademischen Erziehung zu steuern. Ich konnte nicht anders. Helfe mir Gott! Ich werde und muß mit dem Werk fortfahren, denn die Anwendung der kritischen Sätze in den Wissenschaften muß zeigen, was an ihnen sei." Er hat den Schmerz, daß selbst Einer der Wenigen unter den Zeitgenossen, die er sehr hoch stellt, Johannes von Müller, ihn beschwört, auf dem Wege nicht fortzuwandeln. Seine Antwort ist: „Ich erkenne seine herzliche Meinung, kann aber nur meinem streng gebietenden und streng verwarnenden Genius folgen. An Autorruhm, zumal an der Ehre, für einen kritischen Philosophen erkannt zu werden, liegt mir nichts; ich gab mich in das Grab alles s. g. Autorruhms, da ich die Feder zur Metakritik ergriff; und so möge der Genius der Nothwendigkeit weiter walten." Johannes v. Müller blieb aber dabei, mit fast allen Männern seiner Zeit die Metakritik für eine sehr unglückliche Schrift zu halten, und als es sich nach Herders Tode um die Herausgabe seiner Werke handelte, war er der Ansicht, die Metakritik und Kalligone bei Seite zu lassen. Das ist denn der Wittwe ein großer Kummer und giebt ihr Veranlassung, sich in einem Briefe vom 14. März 1807 ausführlich über den Gegenstand auszulassen. „Dünkt Ihnen nicht auch, schreibt sie an Müller, daß, wenn wir sie nicht aufnähmen, ein Vorwurf darin gegen den Autor zu liegen scheint, als achteten wir diese Schriften seiner nicht würdig und träten damit auf die Seite seiner Gegner? Und wenn irgend eine seiner Schriften eine große Wirkung hervorbrachte, so war's die Metakritik, die die damalige Zeit aus einem Taumel aufweckte. Die neue Philosophie beherrschte (wenigstens in Jena) alle anderen Facultäten. Kein Professor getraute mehr ohne die philosophische Sprache zu lehren. Unter den Studenten war nur eine Clique. Sie erlaubten sich alle Kabalen und warben die jüngeren Ankömmlinge zu ihrer Rotte. Seit Fichte das große Wort ausgesprochen hatte: „In fünf Jahren ist keine christliche Religion mehr," da wurde Alles toll. Dieser giftigen Rotte, die alle Tugend, alle Religion und alle anderen Wissenschaften höhnte, hatte er durch die Metakritik den Pfeil in's Herz geschossen. Die furchtsamen Gelehrten, die nicht zu reden getrauten, erhoben ihre Häupter nach und nach wieder. Und wie verändert stehen jetzt die Dinge! Jede Wissenschaft ist wieder in ihre Rechte eingetreten und wird darinnen cultiviret. Man schämt sich vielleicht in Weimar selbst der niederträchtigen Kabalen. Goethe hat bei

Erscheinung der Metakritik gesagt: „Wenn ich gewußt hätte, daß Herder dies Buch schrieb, ich hätte ihn knieend gebeten es zu unterdrücken." Und nachher bei der Kalligone ließ er dem Vater durch einen Freund sagen, die Grundsätze der Kalligone seien auch die seinigen. Sollten also diese Bücher nicht bleiben, die solche Wirkungen hervor brachten? Daß er das, was an der Kantischen Philosophie gutes ist, kannte, das hatte er in den Humanitätsbriefen gesagt."

Herder täuschte sich über die Wirkung dieser Schriften, wie wir gesehen haben, weniger, während ihre unmittelbare Folge für seine persönliche Existenz so empfindlich war als möglich. Dazu traten immer wachsende körperliche Beschwerden. 1801 wurde er sehr durch ein Augenleiden gehindert, was um so fataler war, als er durch den rasch auf einander folgenden Tod dreier Mitglieder des Consistoriums mit Geschäften überhäuft wurde. „Aber zu seiner Erholung, schreibt die Frau im März, stand ihm die Adrastea zur Seite," deren Plan sie dem Freunde explicirt. „Die Anwendung der Wissenschaft auf die Cultur der Menschen wird und muß Ihnen gefallen; es ist sein Glaubensbekenntniß wie das aller Verständigen." „Vor der Hand sind Sie und Knebel die Einzigen, die er aufnehmen will. Mit Richter ist nichts zu thun. So herrliche Sachen er in seinen Schriften hat, so kann sich mein Mann mit seiner Manier nicht vertragen." Vergleicht man die Adrastea mit den Humanitätsbriefen, so tritt ein starkes Sinken der geistigen Kraft hervor. Herder selbst war sich dessen wohl bewußt. In einem Briefe vom 18 October 1802, der sich über die politischen Nöthe der Schweiz eingehend äußert mit dem Wunsch, daß wenigstens die deutsche Schweiz ihre Selbständigkeit rette, wenn auch, wie er sich immer gesagt, die französische Schweiz ein Appendix von Frankreich werde, in diesem Briefe sagt er: „Ich werde alt und unschmackhaft, mir selbst und Anderen." Sie fügt hinzu: „Ich möchte gern alle Leiden für ihn tragen. Sie glauben nicht, wie viel auf ihm liegt. O daß Gott auch ein großes Herz erweckte, das ihn von seiner Sklavenarbeit erlösete! Das unaufhörliche Actenlesen hat seine Augen sehr geschwächt und schwächt sie wieder auf's Neue und bringt oft seinen Geist in den muthlosesten Zustand herab. Sie würden ihn manche Tage gar nicht erkennen." In einem Briefe vom 25. Februar 1803 klagt sie: „Sein Leben ist ein immerwährendes Stubenleben von Actenlesen, schreiben, wieder lesen und schreiben. So geht das liebe Leben dahin."

Es war seinem Ende nahe. Der Brief vom 18. October 1802 ist der letzte, den Herder an Müller geschrieben. Aus dem folgenden Jahre liegen nur fünf Briefe der Frau vor. Die ersten vier berichten über Familienangelegenheiten, über die Freude, welche sie an den Söhnen er-

leben, die freilich bis auf den ältesten alle ihr Glück außerhalb Weimars gesucht haben, über die Adrastea, über neue Schriften Müller's und seines Bruders Briefwechsel mit Bonstetten, über den Tod Gleims und Klopstocks.*) Daneben enthalten sie furchtbar scharfe Aeußerungen über das philosophische Treiben in Jena, über das große Unheil, das Schelling namentlich unter den jungen Aerzten anrichte, daß „er seit Jahr und Tag mit der Frau des ältesten Schlegels, zum Skandal" lebe, daß er deren älteste Tochter aus erster Ehe in Boklet „als unwissender praktischer Arzt mit Opium getödtet" u. s. w. Wir sehen darin noch einmal die ganze grelle Verbitterung Herders gegen das gesammte moderne philosophische Wesen, für dessen positive Bedeutung er durchaus kein Verständniß mehr hatte. Daneben aber sehen wir auch die gesunde und durchaus berechtigte Indignation eines ernsten Mannes über die sittliche Auflösung, welche damals in den litterarischen Kreisen herrschte und von ihnen aus hie und da der Nation als neuestes Evangelium verkündigt wurde. Wenn Caroline Herder mit jener anderen Caroline in Jena nichts gemein haben mochte, so stimmen ihr wenigstens wohl alle edlen Frauen vollkommen bei. Und wie sollte sie nicht im Recht sein, wenn sie ihren lebhaftesten Widerwillen über Gentz äußert? „Warnen Sie doch, schreibt sie Müller, den herzensguten Bruder, der die Menschen nicht immer sehen mag, wie sie eigentlich sind, vor dem Kaiserl. Rath Herrn v. Gentz. Aus Berlin schreibt man über ihn: „Wir sind froh, daß wir ihn los sind, wir prophezeien ihm, daß er zuerst ein glänzendes Glück in Wien machen, aber in einer Festung oder am Galgen sein Leben endigen werde. Denn Alles ist ihm verkäuflich, nichts ist ihm heilig. Er hat zweimal einen Banqueroutte von 20,000 Thaler gemacht. Das erste Mal zahlte man die 20,000 Thaler,**) das zweite Mal aber nicht. Und wohin wendete er es? an seinen Gaumen und an seine vielfachen sinnlichen Bedürfnisse. Sein Frühstück allein kommt ihn täglich auf einen Ducaten." Das andere können Sie sich hinzudenken. Es wäre doch nicht gut, wenn die kindliche Seele Ihres Bruders sich mit diesem Niederträchtigen verbände!" Da Müller um nähere Aufklärung bittet, fügt sie am 28. März hinzu: „Unsere Nachrichten von Gentz' dissoluter Lebensart in Berlin haben wir nicht aus eines oder zweier Zeugen Munde — alle Berliner, die seit mehreren Jahren hier ab und zu gehen, haben hierüber nur Eine Stimme. Von zwei Personen,

*) „Der gute feurige Gleim, schreibt sie den 28. März, hat sich über diesen Wahnsinn (der Philosophie) lange genug gegrämt und geärgert — er ruhe nun, der Mann von Geist und Brust. Und so ruhe Klopstock, die himmlische Seele. Der Tod dieser beiden ist meinem Mann sehr nahe gegangen."

**) In einem anderen Briefe heißt es, der König habe sie gezahlt.

auf deren Treue und Grundsätze nach altem Schrot und Korn wir als auf uns selbst bauen können und die nicht etwa junge faselichte Leute sind, die haben uns Facta erzählt. Sie dürfen auch den arroganten frechen Wollüstling und Gourmand, dem für seinen Gaumen Alles feil ist, nur sehen und hören,*) so fordern Sie keine Beweise mehr. . . . Ein Schriftsteller ohne moralischen Charakter, der für jede Partei käuflich ist, und wenn er noch so schön und glatt schriebe, ist ein übertünchtes Grab. Mein Mann haßt ihn als Schriftsteller von Herzen. . . . Was Sie übrigens von der revolutionären Denkungsart der Berliner gehört haben, so möchte dies wohl nur die 2000 jungen Leute betreffen, die von der Akademie dort vor Anker liegen und Dienste erwarten. Dies soll eine heillose Brut von neuerer Philosophie sein. Da nun die Berliner gesellig und sehr für's Theater und die Mannspersonen meist in den Clubs leben und alles göttliche und menschliche beschwatzen, bephilosophiren und besudeln, so ist es freilich ein armseliges, aber mehr bemitleidenswerthes Gefühl, einen faden Berliner urtheilen zu hören. Uebrigens aber denkt kein Mensch an Revolutionsideen. Der Staat ist geordnet, er hat Geld und Soldaten, diese sind mächtiger als die 2000 jungen philosophischen Schwätzer, die keinen Hund aus dem Ofen locken können."

Am 13. Juni ermahnt sie den Freund, sich von widrigen Vorfällen des Tages und theologischen Anfeindungen nicht niederschlagen zu lassen. „Das Gute wächst oft nur durch Druck der Feinde, die es hindern wollen. Bleiben Sie Ihrem Vaterlande, Ihrem Herzen treu. Der Heidelberger Katechismus, sagt mein Mann, tauge nichts mehr. So gut die Alten einen Katechismus aus der Bibel für ihre Zeit, d. i. in der Sprache und Vorstellungsart jener Zeiten hätten verfertigen können, so gut und mit eben dem Recht dürfen wir's für das Bedürfniß unserer Zeit thun. Die Gegenwart ist ebenso heilig als die Vergangenheit — ja sie ist für uns heiliger, weil sie für uns da ist, und wir für sie und die Zukunft leben." Weiterhin klagt sie über den „teuflischen" Betrug, von dem Johannes v. Müller in Wien (nicht ohne seine Schuld) betroffen war und fährt fort: „Ich wollte selbst an den Bruder schreiben, bin's aber nicht im Stande. Ich bin herzlich krank am Gemüthe und bekümmert um meinen Mann; er ist seit 14 Tagen sehr leidend. . . Ich muß Zubereitnng machen, er geht Anfang Juli nach Eger."

Nun tritt eine lange Pause ein. Der erste Laut, den wir wieder aus dem Herder'schen Hause vernehmen, ist der erschütternde Klageruf

---

*) Er besuchte Herder 1801, wie wir von dem Engländer Robinson wissen, der mit Gentz bei H. zusammentraf. „Herder, schreibt Robinson, war eine würdige geistliche Erscheinung; sein Ausdruck war der eines hohen Ernstes."

der Wittwe: „Ach, mein treuer, treuer Freund, wie unbeschreiblich elend bin ich geworden — von dem Gipfel meines häuslichen Glückes herab geschmettert — ich kann es nicht fassen, nicht denken, daß so viel Kraft, so viel Geist, so viel Gemüth nun auf immer versunken ist. — Ach mein Mann! Zwei Monate lang dauerte der Kampf zwischen seiner kraftvollen Natur und den so sehr gereizten, geschwächten Nerven.... Ach was für eine Welt voll einzig guter, großer Gedanken, die er noch ausführen wollte, ist mit ihm versunken. — Er war hier verpflanzt, physisch und moralisch. Seit mehreren Jahren war ihm sein Herz gebrochen. Wechselseitig wirkten Körper und Seele auf einander und zerstörten sich allmälig selbst. Er war unbeschreiblich reizbar im letzten Jahre."

Wieland schreibt einmal 1775 an Knebel: „à vrai dire, sollte von großen Genien eigentlich gar nicht geurtheilt werden. Denn die sind nun wie sie sind und es wäre selten desto besser, wenn sie anders wären." So mögen wir auch Herder nehmen wie er war, mit all seiner sauren Schroffheit gegen so viele Menschen und seiner herzlichen Liebe für alles Menschliche, mit all seiner herben Ausschließlichkeit gegen so viele geistige Potenzen der Zeit und seinem unendlich weiten Blick und feinen Gefühl für die mannigfaltigsten Erscheinungen der Vergangenheit und die tiefsten Bedürfnisse der Gegenwart.

„Wer, sagen wir wieder mit Wieland, wer wird die Präsumtion haben, Herdern die Lection corrigiren zu wollen?" wenn wir mit ihm bedenken, „daß im Grunde Alles, was von Herdern kommt, auch das Unvollendetste und Flüchtigste, Funken und Strahlen seines Geistes von sich wirft, dessen gleichen vielleicht in tausend Jahren nicht wieder kommt." *).

Die Nachricht von des väterlichen Freundes Tode erschütterte Müller auf's tiefste. „Herder ist entschlafen!" schrieb er seinem Bruder am 31. December 1803, noch ehe er den Brief der Frau erhalten hatte. „Sein Schlaf wird sanft, sein Loos wird lieblich sein. Heut erfuhr ich die Nachricht zuerst durch die Zeitung; ich war aber so erstaunt, daß sie zuerst nur einen dumpfen Effect auf mich machte. Innigst bedaure ich ihn und innigst wünscht ihm meine ganze Seele Glück, daß er im Lande des Friedens und der Sicherheit ist. Droben vielleicht bei den Sternen, wo sein Auge und Gemüth so gern weilte. Mein Dank für seine Liebe zu mir ist nie geschwächt worden und wird nie in mir ersterben. Wie oft träumt es mir jetzt noch — und es sind nun doch schon 21 Jahre, seit ich ihn sah — daß ich in seine Arme geflogen sei und allemal wird

---

*) Knebels literar. Nachlaß und Briefwechsel 2, 222 f.

vor Freude mein ganzes Wesen erschüttert. Wenige Menschen außer seinen Allernächsten können in dem Grade an ihn attachirt gewesen sein wie ich. Unendlich liebte ich Lavatern, aber doch lange nicht so wie ihn."

Was Herder für Müller war, liegt vor; ebenso, wie Müller diese reichen, unschätzbaren Gaben erwiederte. „Beide Theile waren, schreibt Müllers mehrfach erwähnter Biograph, wie es in wahrer Freundschaft sein soll, sowohl die gebenden als die empfangenden und es wird schwer zu sagen sein, welcher von beiden den größeren Gewinn gehabt hat. Wenn Herders heftiges Gemüth bald von den höchsten Idealen gespannt, bald vom tiefsten Unmuth über erlittene Kränkungen und getäuschte Hoffnungen durchwühlt war, wie wohlthätig mußte ihm die Stimme des immer gleich treuen und dankbaren Freundes aus der Schweiz sein, an welchem er zwar nicht ein ebenbürtiges Genie bewundern konnte, aus dessen Munde und Feder aber ihm stets der gleiche edle reine Sinn, stets die gleiche aufrichtige Liebe zur Wahrheit, stets, auch bei abweichenden Ansichten, das gleiche Vertrauen zu ihm, als seinem unvergeßlichen Lehrer heraus sprach. Herder hat viele geistreichere, berühmtere, glänzendere Freunde gehabt, aber keinen treueren, wohl auch keinen wohlthätigeren, als Georg Müller."

Aber das ist nicht das höchste Lob dieses edlen, reinen Menschen. Die Palme der Freundschaft wurde ihm erst nach Herders Tode, wo die tief gebeugte Wittwe an ihm, bis sich auch ihre müden Augen schlossen, ihre einzige starke Stütze hatte. Man muß ihre Briefe an ihn aus den Jahren 1804 bis 1809 lesen, von denen der dürftige Auszug Düntzers gar keine Vorstellung giebt, um ganz zu erkennen, wie unzertrennlich der Name Georg Müllers mit dem Herders verknüpft ist.

H. Baumgarten.

Abdruck aus dem XXIX. Bande der Preußischen Jahrbücher.
Druck von Georg Reimer in Berlin.